

Ostland-Berichte

Auszüge aus polnischen Büchern, Zeitschriften und Zeitungen

Herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig

Bei Rückfragen ist auf die am Schlusse jedes Artikels stehende Nummer Bezug zu nehmen.

Inhaltsverzeichnis.

Wissenschaftliche Organisation und Propaganda.	
Die Universität Posen als Sitz der westslavischen Forschung	1
Das Deutschtum Schlesiens	2
Ein polnisches Sammelwerk über Danzig	4
Forschungsergebnisse.	
Pawlowski, St., Das geographische Landschaftsbild der Freien Stadt Danzig	5
Karpińska, A., Pommerellen als Sitz einer urslavischen Bevölkerung	6
Kostrzewski, J., Die Vorgeschichte Danzigs	8
Rudnicki, M., Wege der lechischen Besiedlung im baltischen Lechien (westlich der Oder)	9
Brückner, A., Aus der Geschichte des nordwestlichen Slaventums	11
Lutman, R., Geschichte Danzigs bis zum Jahre 1918	12
Kutrzeba, St., Handel und Gewerbe Danzigs bis zum Jahre 1793	14
Grabowski, T., Die Danziger Literatur und die Literatur über Danzig	15
Kruszyński, T., Kunst und Kunstgewerbe in Danzig	17
Gumowski, M., Wappen und Siegel Danzigs	17
Gumowski, M., Danziger Münzen und Medaillen	18
Politische Fragen.	
Kutrzeba, St., Die Freie Stadt Danzig vom rechtlichen Standpunkte aus betrachtet	18
Kutrzeba, St., Die Freie Stadt Danzig vom politischen Standpunkte aus betrachtet	20
Przybyszewski, St., Über das Polentum in Danzig	22
Grilicz, B., Die Abstimmung in Ost- und Westpreußen und ihre Folgen	23
Das schwindende Deutschtum in Pommerellen	24
Der polnische Westmarkenbund	25
Wirtschaft.	
Dewey, Ch. S., Die Handelsbilanz Polens	25
Siebeneichen, A., Das Wirtschaftsleben der Freien Stadt Danzig	26
Hafen und Warenverkehr in Gdingen	29
Danzig—Gdingen—Dirschau	30
Die polnische Handelsflotte	31
Die polnische Kriegsflotte	32

Fraktur = Bericht.
Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Die Universität Posen als Sitz der westslavischen Forschung.

Zu vorstehender Frage äußert sich im „Kurjer Poznański“ ein Anonymus (Dr. J. W.), die Universität habe allen Anspruch darauf, dieser Mittelpunkt zu werden: „Gelegen im Zentrum dieses Slaventums, das im Westen von der Elbe ab anzusetzen ist, war Posen einer der Stammes-Mittelpunkte der Polanen, die

im 10. Jahrhundert das größte Staatswesen des westlichen Slaventums schufen. Heute, nach der Germanisierung der slavischen Niederlassungen nicht nur zwischen Elbe und Oder, sondern auch östlich der Oder, wurde Posen aus einem Mittelpunkt des West-Slaventums zu einer Verteidigungsbastion, die gegen die von Westen kommende Welle gerüstet ist. Als politische Bastion muß es auch zugleich wissenschaftliche Bastion werden. Und so wie wir wünschen, daß die politische Stimme Polens auf dem internationalen Forum gehört werde, müssen wir auch danach streben, daß auch seine wissenschaftliche Stimme vor allem in Bezug auf die Geschichte des West-Slaventums gehört werde.“ Hier verweist der Verfasser auf das „Westslavische Institut an der Universität Posen“ und die von diesem herausgegebene Zeitschrift „Slavia Occidentalis“.

Diese Bestrebungen müßten nach Meinung des Verfassers ihren Abschluß finden durch Schaffung eines besonderen Lehrstuhls für die Geschichte des West-Slaventums. Ein verheißungsvoller Anfang sei dadurch gemacht, daß Dr. Joseph Widajewicz sich an der Universität Posen für das Fach der mittelalterlichen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung des West-Slaventums habilitiert habe.

Widajewicz ist ein Schüler von Professor O. Balzer und hat bisher mehrere Arbeiten zur polnischen Rechtsgeschichte veröffentlicht. Aus seinem eigentlichen neueren Forschungsgebiet stammt die im ersten Heft der Ostland-Berichte besprochene grundlegende Arbeit über die Licaviki des Widukind.

[Kurjer Poznański, Nr. 102 (2. März 1928), S. 8.] (3)

Das Deutschtum Schlesiens als Problem der polnischen historischen Forschung.

Auf dem 4. Kongreß polnischer Historiker, der vom 6.—8. Dezember 1925 in Posen stattfand, hatte der Professor der mittelalterlichen Geschichte an der Krakauer Universität, J. Dąbrowski, ein Referat vorgelegt, in welchem er die „ersten Grundsätze für eine Erforschung der Geschichte Schlesiens“ aufgestellt hatte.

In der Einleitung hatte Dąbrowski es als schweren Nachteil für die polnische Forschung bezeichnet, daß sie der schlesischen Geschichte bisher ein so geringes Interesse entgegen gebracht habe, so daß in dieser Frage die deutsche Forschung dominiere. Aber die meisten deutschen Forscher seien durch ihre Unkenntnis der polnischen Sprache und auch der Geschichte behindert gewesen oder hätten sich von Anfang an ein irreführendes Ziel gesteckt, indem sie die Erforschung des Deutschtums in Schlesien als die Geschichte Schlesiens angesehen hätten. „Eine neue Bearbeitung besonders der mittelalterlichen Quellen ist die Grundbedingung für den Wiederaufbau der wirklichen Vergangenheit Schlesiens.“

Als Forschungsaufgaben bezeichnete der Referent:

„1. Untersuchung der geographischen, ökonomischen und politischen Gründe für den Abfall Schlesiens von Polen zugunsten Böhmens (nicht Deutschlands).

2. Untersuchung der Bedeutung Schlesiens als des am weitesten nach Westen vorgeschobenen Teiles von Polen für die politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung der polnischen Länder.

3. Untersuchung der Kräfte des Polentums in Schlesien nach dessen Losreißung von Polen, also seit dem 14. Jahrhundert, ferner deren soziale Zusammensetzung in Verbindung mit der ständischen Politik, und endlich Untersuchung der Bedeutung, welche die böhmische, österreichische und schließlich preußische Herrschaft und außerdem Hussitismus, Reformation und katholische Reaktion für den Niedergang des polnischen Elements und das Anwachsen des Deutschtums gehabt haben.

4. Untersuchung der polnischen politischen Ideen in ihren Beziehungen zu Schlesien und im Zusammenhang damit der polnischen Politik gegenüber Schlesien vom 14. bis zum 17. Jahrhundert“ (S. 2/3).

Zu diesen gewissermaßen als Thesen aufgestellten wissenschaftlichen Forderungen machte der Referent dann noch nähere Ausführungen. So wies er zu den unter 1. geäußerten Forderungen

auf die besondere geographische Lage Schlesiens zwischen Polen und Böhmen hin, die Schlesien den Charakter eines von beiden Nachbarn umstrittenen Grenzgrabens verliehen habe. „Der leichtere Zugang von Polen her als von Böhmen machte es zu einem natürlichen Zubehör Polens“. Als aber Polen seine Expansion nach Schlesien hin aufgegeben habe, sei Böhmen an seine Stelle getreten und habe schließlich den Sieg errungen.

„Dies geschieht, nachdem Polen den Einfluß auf eines der wichtigsten geographischen Elemente Schlesiens, auf die Oder, verliert. Der Verlust Westpommerns und endlich unsere Abdrängung von der mittleren Oder im 13. Jahrhundert war einer der wichtigsten, wenn auch damals nicht hinreichend zum Bewußtsein gekommenen Gründe für den schnellen Verlust Schlesiens“ (S. 3).

Neben den geographischen müßten auch die wirtschaftlichen Momente untersucht werden, welche Einfluß auf eine Loslösung Schlesiens von Polen gehabt hätten: „In welcher Weise wird Böhmen dank seiner Blüte unter den letzten Przemysliden ein Vorbild für Schlesien sowohl wirtschaftlich wie auch politisch? Das sind Fragen die auf eine Antwort warten, die aber nur im Zusammenhang mit einer deutlicheren Beleuchtung der Rolle gegeben werden kann, welche das deutsche Element in Schlesien als Verbindungsglied mit Böhmen nicht nur für Schlesien, sondern auch für andere polnische Länder gespielt hat“ (S. 4).

Prag als Mittelpunkt der Kultur und zwar einer deutschen Kultur und dazu der Glanz des königlichen, später kaiserlichen Hofes hätten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Schlesien ausgeübt:

„Repräsentant und Stützpunkt des Deutschtums nicht nur für die schlesischen sondern auch die polnischen Deutschen überhaupt, besonders in der zweiten Hälfte des 13. und 14. Jahrhunderts ist Böhmen“ (S. 4). . . . „Das Eindringen Böhmens als eines deutschen Staates nach Schlesien gerade in der Epoche der stärksten Germanisierung dieses Staates, im Mittelalter, veranlaßte, daß Böhmen sich nicht nur auf das deutsche Element stützte, sondern auch seiner Expansion, sowohl wirtschaftlich wie politisch, einen deutschen Charakter geben mußte. Das polnische Element war noch immer für Böhmen unsicher, die Fortschritte des Deutschtums mußten zugleich ein Anwachsen der Garantie dafür bedeuten, daß Schlesien bei Böhmen bleibt“ (S. 5).

Diese eigenartige Rolle Böhmens als Germanisators von Schlesien bedürfe noch eingehender Untersuchungen.

Zu den unter 2. aufgestellten Forderungen wies Professor Dabrowski darauf hin, daß über Schlesien alle Neuerungen des Westens nach Polen gekommen seien, sowohl wirtschaftlicher Art (Kolonisation), wie auch auf religiösem und politischem Gebiete. Hier sei besonders das Lehnssystem zu nennen, durch das es Böhmen möglich wurde, Schlesien an sich zu reißen. Erst später, unter Kasimir d. Gr. sei das Lehnrecht auch nach Polen eingedrungen.

Zu Punkt 3 seiner Thesen bemerkte der Referent: „Schon aus den bisherigen Untersuchungen läßt sich feststellen, daß ebenso die politische Abtrennung Schlesiens von Polen wie auch das Vordringen der Germanisierung in eine spätere Zeit, als die deutsche Wissenschaft betont hat, zurückverlegt werden müssen.“ Diese Loslösung sei nicht in gleichmäßig ansteigendem Maße vor sich gegangen, sondern gewissermaßen in einer Wellenlinie. Der Hussitismus und der Rückgang des Deutschtums in Böhmen habe auch in Schlesien eine Stärkung des Polentums bedeutet. Die Bedeutung der Reformation und der katholischen Reaktion für diese Frage müßten noch untersucht werden. „Auf jeden Fall ist für die wahre Erkenntnis der schlesischen Geschichte im 15. bis 17. Jahrhundert die Geschichte der Religionskämpfe und deren Reflexe auf die nationalen Fragen entscheidend“ (S. 7).

Aber die Beziehungen der polnischen Politik zu Schlesien äußerte Dabrowski, Kasimir d. Gr. habe ein positives Programm der Wiedergewinnung Schlesiens gehabt, dieses sei aber in der dynastischen Politik Kasimirs IV. verloren gegangen.

Dieses Referat des Professors Dabrowski stand in der Sitzung vom 7. Dezember 1925 zur Diskussion. Aus den vor kurzem (Ende 1927) veröffentlichten Protokollen des Posener Historikerkongresses seien noch einige wichtige Einzelheiten nachgetragen. Als erster sprach in der Diskussion der Professor des Kirchenrechts an der Universität Wilna, A. Parczewski¹⁾. Er stellte allgemein die Forderung auf, daß die polnische Forschung sich mehr mit der Geschichte des schlesischen Rechts und mit heraldischen und genealogischen Untersuchungen über den schlesischen Adel beschäftigen müsse. Im besonderen bemerkte er: „Was die Geschichte des Polentums in Schlesien und dessen Zurückweichen im Laufe der Jahrhunderte anbetrifft, so gibt es außer Grünhagen andere deutsche Spezialarbeiten, die lediglich objektiv geschrieben sind, aber doch der Korrektur bedürfen.“ So habe er selbst in einer alten Kirchen-Monographie gelesen, daß es noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Oberschlesien Adlige gegeben habe, die nicht deutsch verstanden. Anfang des 19. Jahrhunderts habe Wandtkie in seinem Reisetagebuch vermerkt, daß noch polnische Dörfer im Kreise Glogau vorhanden waren. Die nächste Umgebung von Breslau sei noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Süden und Westen polnisch gewesen. (!) Hinsichtlich der vorzunehmenden Studien meinte Parczewski: „Ich hege einige Befürchtung, ob die Benutzung der Archive in Breslau leicht sein wird. Die Stimmung in Deutschland ist fatal, viel schlechter als vor dem Kriege“ (S. 48).

An eine Bemerkung Parczewskis, daß möglicherweise noch Archivmaterial über Schlesien in Rußland sein könne, anknüpfend berichtete K. Sochaniwicz, daß er bei den Aufteilungsarbeiten, welche die Rückgabe polnischer Archivalien durch Rußland an Polen vorbereiteten, in der nach Petersburg Ende des 18. Jahrhunderts geschafften Zaluski-Bibliothek eine große Anzahl von Akten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, welche aus Schlesien stammten, vorgefunden habe. Diese Akten seien jetzt nach Polen gelangt, und so besitze Polen wertvolles Material für die Geschichte der österreichischen Herrschaft über Schlesien.

Im Schlußwort wandte sich dann Professor Dabrowski gegen den tschechischen Universitätsprofessor v. Chaloupecky, der in der Diskussion seine Behauptung von dem germanisierenden Einflusse, den Böhmen im 13. und 14. Jahrhundert auf Schlesien ausgeübt habe, bestritten hatte. Dabrowski beharrte auf seinem Standpunkte, wenn er auch eine Einschränkung auf das 14. Jahrhundert zugab: „Die Verschaffung des Übergewichts an das deutsche Element war damals für die Luxemburger das wirksamste Mittel, die nach Polen hinneigenden Bestrebungen zu paralisieren und Schlesien mit Böhmen zu verbinden. Hierfür kann man eine Reihe von Beispielen anführen, u. a. die Politik der Luxemburger in Bezug auf Breslau und das Bistum Breslau“ (S. 50).

[Pamiętnik IV powsz. zjazdu historyków polskich w Poznaniu 6—8 grudnia 1925. Bd. I Referaty, Lemberg 1925. — Bd. II Protokoły (hgg. durch K. Tyszkowski), Lemberg 1927, S. 47 ff.] (5)

Ein polnisches Sammelwerk über Danzig.

Im Anschluß an ein Referat von J. Mocarcki, das dieser auf dem polnischen Historiker-Kongreß im Dezember 1925 in Posen über Forschungen zur Geschichte von West- und Ostpreußen erstattete, hatte Professor Konopczyński erklärt: „In gleicher Weise ist bei uns die Geschichte Danzigs vernachlässigt. Die einzige neuere Bearbeitung von Askenazy ist abgesehen davon, daß sie nur eine Seite der Politik der Freien Stadt behandelt, nämlich ihre Beziehungen zu Polen, in der Eile für die Zwecke der Friedenskonferenz im Jahre 1919 entstanden und nicht ohne eine vorgefaßte Grundidee¹⁾. Die Beziehungen Danzigs zu

¹⁾ Zu der gleichen Frage hat sich Professor Parczewski in einem Vortrage geäußert, den er im November 1927 in der Historischen Gesellschaft zu Wilna hielt. (Vgl. „Dziennik Wileński“, Nr. 270 vom 25. November 1927, S. 3.)

Polen erscheinen hier als idyllische, wie eine Reihe von Beispielen ausgezeichnete beiderseitiger Harmonie und eines allerreinsten polnischen Patriotismus in dieser Stadt.¹⁾ Wenn auch an der Oberfläche Harmonie bestand, so wurde doch unter der Oberfläche ein wirtschaftlicher Kampf ausgefochten: Die deutsche Stadt saugte wie eine Pumpe das agrarische Polen zum ungeheuren Schaden besonders für die übrigen polnischen Städte aus. Es ist gut, daß das Buch von Askenazy in französischer und englischer Sprache erschien; uns sollte aber die polnische Ausgabe nicht davon abschrecken, der Wirklichkeit der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Polen und Danzig ins Auge zu sehen.“ (Pamiętnik IV powsz. zjazdu historyków polskich w Poznaniu 6—8 Grudnia (1925), Band II. Protokoły. Lemberg 1927, S. 42—43.)

Diese Ende 1925 aufgestellte Forderung hat jetzt augenscheinlich ihre Erfüllung gefunden in dem Ende 1927 von dem Krakauer Rechtshistoriker, Professor St. Kutrzeba herausgegebenen Sammelwerke über Danzig. Als Mitarbeiter haben Kutrzeba zur Seite gestanden: die Posenener Universitätsprofessoren Grabowski, Kofrzewski und Pawlowski, der Direktor des Großpolnischen Museums in Posen, der bekannte Numismatiker M. Gumowski, ferner Dr. Lutman aus Lemberg, der längere Zeit hindurch als Vertreter der polnischen Archivverwaltung in Danzig tätig war, Universitätsdozent Pfarrer Dr. T. Kruszyński aus Krakau und der Abteilungsdirektor im Ministerium für Handel und Industrie, Dr. A. Siebeneichen. Ein Schlußwort stammt von dem kürzlich verstorbenen Dichter und Schriftsteller St. Przybylski. So ist ein stattlicher Band von nahezu 500 Seiten mit 181 Abbildungen und 10 Tafeln entstanden, der sich äußerlich noch besser präsentieren würde, wenn die zum größten Teil von dem bekannten polnischen Photographen J. Bulhak aus Wilna hergestellten künstlerisch gesehene photographischen Aufnahmen (Bulhak hat für diesen Zweck fast 300 Aufnahmen in Danzig gemacht!) besser klischiert worden wären.

Die Herausgabe des Buches ist nach den Worten Kutrzebas deshalb erfolgt, „damit die breiten Massen der polnischen Intelligenz sich näher mit dieser Stadt bekannt machen, besser ihren Wert und Bedeutung und auch ihre Verflechtung mit Polen erkennen“ (S. VI).

Das Buch ist in fünf Abschnitte gegliedert: Geographische Bedingungen, Vergangenheit, Gegenwart, Kunst und Literatur, Schlußwort.

Nachfolgend wird bei den besonderen Abschnitten über die einzelnen Aufsätze kurz Bericht erstattet werden.

[Gdańsk, przeszłość i teraźniejszość. Praca zbiorowa pod redakcją Stanisława Kutrzeby. Verlag des „Ossolineum“ (Lemberg, Warschau, Krakau 1928).] (7)

Pawlowski, St. Das geographische Landschaftsbild der Freien Stadt Danzig.

Diese Ausführungen sind um so wichtiger, als Pawlowski, der den Lehrstuhl für Geographie an der Universität Posen inne hat, hier nur auszugsmäßig Gedanken wiedergibt, die er in seinen Vorlesungen sicherlich immer wieder vorträgt und die dadurch zum Dogma für einen großen Teil der polnischen höheren Lehrerschaft werden.

Pawlowski kommt es darauf an, seine These, daß das Gebiet der Freien Stadt Danzig keine gesonderte geographische Einheit bilde, sondern eng mit Polen verbunden sei, in verschiedener Weise zu beleuchten: „Die Danziger Delta-Ebene ist eine Mündungsverbreiterung der unteren Weichsel nach dem Meere zu. Sie ist also die Verlängerung eines geographisch einheitlichen Gebietes nach Norden hin. Als eine derartige Verlängerung gehört sie geographisch zum ganzen Stromgebiet der Weichsel, das Polen fast vollkommen besitzt. . . . Das Weichseldelta

1) Diese Äußerung des Professors Konopczynski ist eine wichtige Bestätigung für die vor etwa 5 Jahren von Danziger Seite gegen Askenazy vorgebrachte Erklärung, daß sein Buch über Danzig mit einer bestimmten Tendenz für die Zwecke der Friedens-Konferenz verfaßt worden sei. Askenazy bestritt dies und behauptete, seine Darstellung sei schon vor über 20 Jahren geschrieben worden (D. Red.)

kann nicht von dem Reste des Flußgebietes der Weichsel losgerissen werden. Das Meer ist die Kraft, deren Druck den Danziger Winkel bei Polen hält. Als eines der unzerreißbaren und unlösbaren Glieder des Stromgebietes der Weichsel, das ein festes Knochengerüst Polens bildet, ist das Danziger Territorium so ausdrücklich wie möglich nur mit Polen verbunden“ (S. 14/15)¹⁾.

Nachfolgende Sätze des Verfassers geben Gedanken wieder, die auch von Danziger Seite immer vertreten worden sind, aber gerade gegen eine ausschließliche Bindung Danzigs an Polen sprechen. Der Verfasser führt auf S. 16/17 aus: „Das natürliche Hinterland Danzigs umfaßt nicht nur das Flußgebiet der Weichsel, sondern reicht darüber hinaus in das Flußgebiet von Dniepr und Dnestr. Diesen Vorzug hat z. B. nicht die Oder, obwohl sie ebenso wie die Weichsel von den Bergen zum südlichen Baltikum fließt. Die Rolle Danzigs endigt nicht in Polen, sondern kann auch noch außer Polen das südwestliche Rußland; ja sogar das nördliche Rumänien umfassen“. Aber trotzdem glaubt der Verfasser am Schlusse noch einmal betonen zu müssen:

„Organisch mit Pommerellen und durch das Weichseldelta mit dem ganzen Flußgebiet unseres großen Stromes verbunden, bildet das Territorium der Freien Stadt Danzig für sich in keiner Weise eine geographische Einheit. Im Gegenteil, es ist eine Fortsetzung Polens, so wie Danzig in seiner historischen oder wirtschaftlichen Entwicklung nur einer der Abschnitte unserer Geschichte und unseres ökonomischen Lebens ist¹⁾. Durch den verschiedenen Lauf der Geschichte kommt aber mit ungewöhnlicher Stärke und unwiderleglicher Konsequenz die klare und einfache Logik der geographischen Bedingungen zum Worte, welche auf eine natürliche Weise Danzig mit Polen verbinden.“ (S. 19.)

[Geograficzny krajobraz terytorjum Wolnego Miasta Gdańska; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i teraźniejszość. Lemberg 1928, S. 3 ff.] (9)

Karpińska, A. Pommerellen als Wohnsitz einer urflavischen Bevölkerung.

Dr. A. Karpińska, Schülerin von Kostrzewski, des Professors für Vorgeschichte an der Universität Posen, und Assistentin am urgeschichtlichen Museum in Posen, bringt unter dem obigen sachlich unzutreffenden Titel einen Fundbericht mit Abbildungen über außerordentlich beachtenswerte frühbronzezeitliche Gräber in Warszkau, Kr. Neustadt (= Warszkowo) und einen frühgeschichtlichen Ringwall derselben Gegend von Tylowo, Kr. Puzig. Die Veröffentlichung in der Beilage der Thorner Zeitung „Słowo Pomorskie“ zeigt, welchen Wert die Schule Kostrzewski darauf legt, mit ihren politisierenden Behauptungen auf scheinbar wissenschaftlicher Grundlage auch außerhalb Posen in der Provinz zu arbeiten: „Die polnische Wissenschaft arbeitet auf Grund von Forschungen in verschiedenen Wissensgebieten daran, die Urgeschichte Pommerellens immer deutlicher klarzulegen. Hierbei ist ohne Zweifel am bedeutsamsten die Frage nach der Bodenständigkeit der Slaven in diesem Gebiet. Zur Lösung dieser schwierigen Frage vermögen in bedeutsamem Maße die altertumskundlichen Forschungen beizutragen. Sie weisen in verschiedener Weise darauf hin, daß die pommerellischen Lande schon von der III. Bronzezeitstufe an (vom Jahr 1400 v. Chr.) durch das Volk der sog. lausitzischen Kultur eingenommen wurden, das dort ohne Unterbrechung bis zur geschichtlichen Zeit verblieb. Tschechische, polnische, teilweise auch deutsche und zuletzt englische Forscher sehen als Vertreter der Bevölkerung der lausitzischen Kultur Urslaven an. Hierdurch er-

1) Vom Verfasser gesperrt. (Die Red.)

kennen sie ihnen ausdrücklich den Besitz der Länder zu, die einst von dieser Kultur eingenommen waren."

Diese Darstellung von Dr. Karpińska über die Beurteilung der lausitzischen Kultur in der oben angegebenen Hinsicht ist tendenziös und irreführend. Mit Ausnahme der Schule Kozłowski und des Professors Kozłowski hat sich von namhaften Prähistorikern in letzter Zeit einzig und allein der sonst sehr verdiente englische Forscher Childe für das urslavische Volkstum der lausitzischen Kultur ausgesprochen, und zwar offenbar nur auf Grund einer nicht ausreichenden Kenntnis des einschlägigen Stoffes. Daß Childe gelegentlich eine Ansicht vertritt, die sich nicht halten läßt, betont z. B. auch treffend der bekannte tschechische Forscher Stocky, wenn er bei einer Besprechung eines Aufsatzes von Childe in der Prager Zeitschrift „Pamatky Archeologické“ Nr. 35 (1926—1927), S. 285 sagt, daß sich die urgeschichtlichen Verhältnisse in einem von Childe behandelten Gebiet nicht von einer gelegentlichen Studienreise aus und so leicht beurteilen ließen, wie dies Childe scheint.

Die Stellung aller maßgebenden tschechischen Prähistoriker, die sich neuerdings näher mit der lausitzischen Kultur befaßt haben, entspricht im übrigen durchaus der deutschen entschiedenen Ablehnung der von der Schule Kozłowski vertretenen Ansicht. Auch Niederle hält jetzt die lausitzische Kultur nicht mehr für slavisch. (Vgl. die Anzeige eines Aufsatzes von Niederle im Abschnitt Böhmen, Mähren und Slowakei des 3. Bandes des Vorgeschichtlichen Jahrbuchs.) Es ist ein mehr als schlechtes Zeugnis für die Schule Kozłowski, daß sie geslistentlich nicht nur diese ihr äußerst unbequemen Tatsachen zu verschweigen beliebt, sondern gelegentlich, wie z. B. Dr. Karpińska, die wirkliche Lage durch eine vollkommen schiefe Darstellung zu verdrehen sucht.

Die von ihr aufgestellte Behauptung, teilweise hielten auch deutsche Forscher jetzt noch die lausitzische Kultur für urslavisch, ist gänzlich haltlos und geht vielleicht auf eine jahrzehntealte längst überholte Äußerung Kossinnas zurück, die aus einer Zeit stammt, da die Urgeschichtsforschung überhaupt noch nicht genügend entwickelt war, um bei diesen Fragen ernsthaft mitsprechen zu können. (Vgl. Corr.-Blatt der deutschen Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1895, S. 111.)

Wichtig in diesem Zusammenhang ist, daß die Verfasserin, ebenso wie Kozłowski (vgl. Ostland-Berichte I, 2, S. 26) wenigstens die Steinkistengräberkultur, wie dies auch aus ihren weiteren Ausführungen hervorgeht, für sicher germanisch hält: „Die höchste Blüte der lausitzischen Kultur fällt in die frühe Eisenzeit (800—500 v. Chr.). In diesem Abschnitt zeigt sich am Südufer der Ostsee die sog. und als germanisch angesehene Bevölkerung der Steinkistengräberkultur“ Vor den Trägern dieser Kultur sei die alte Bevölkerung teils aus dem Lande gewichen, teils habe sie sich aber auch trotz der schweren Kämpfe mit den Eindringlingen im Lande der Väter gehalten, wie das Nebeneinanderbestehen der beiden Begräbnisarten zeige. Anfangs hätten die beiden Kulturen scharf geschieden nebeneinander bestanden, in der zweiten Hälfte der frühen Eisenzeit sei aber eine gegenseitige Beeinflussung eingetreten und es habe sich eine Mischkultur gebildet, für welche die Verfasserin den Namen „Pommerellisch-lausitzische Steinkistengräberkultur“ vorschlägt.

Fünf Steinkistengräber mit dieser angeblichen neuen Kultur grub die Verfasserin in Warschau aus. Vom Inhalt der Gräber zeigen nach der Behauptung der Verfasserin scheibenförmige Teller und bauchige abgerundet doppelkegelförmige Urnen „lausitzischen“ Einfluß. Eine zweihenklige Urne mit gerauhtem Unterteil und tönerner Pfalzdeckel weisen dagegen, wie Karpińska begreiflicher Weise nicht hervorhebt, ausgeprägte Formen der germanischen Steinkistengräberkultur auf. Die Anschauungen der Verfasserin sind also zum mindesten in keiner Weise ausreichend begründet. Auch daß die Steinkisten verhältnismäßig klein sind und Einzelgräber enthalten, berechtigt nicht zu bestimmten, so weitgehenden Folgerungen.

Ebenso unhaltbar ist die Behauptung der Verfasserin, durch diese fünf Gräber, für die sich auch in Großpolen Analogien fänden, sei bewiesen: „die gemeinsame Nebeneinanderexistenz

der slavischen und der germanischen Kultur, der ersteren als der alten Besitzerin des pommerellischen Landes, die trotz der feindlichen Eindringlinge ihre eigenen Merkmale nicht verliert, der zweiten, als der fremden, die sich nach Aussaugung der unterworfenen Völker in südlichere Länder zu neuem Raube begibt.“

Will man nicht einfach Übernahme lausitzischer Erscheinungen durch Germanen annehmen, so würde an die auch sonst genügend nachgewiesene völkische Mischung beider Gruppen zu denken sein. Von urslawisch kann natürlich auf alle Fälle gar keine Rede sein.

Nach ganz kurzen Angaben über ein germanisches Steinkistengräberfeld von Tylowo, Kr. Puckig, das die Verfasserin offenbar nur deshalb nicht näher beschreibt, weil sogar sie es für rein germanisch hält, folgen Bemerkungen über einen kleinen frühgeschichtlichen Ringwall aus Tylowo, der bisher im Schrifttum nicht erwähnt wurde, und dessen Auffindung die Verfasserin zu folgenden pathetischen Ausführungen veranlaßt: „Diese kleine Festung bezeugt, daß das heutige Tylowo, wo sich außer dem Gutshof und der Pfarrei nur niedrige arme Dorfhütten befinden, einst eine glänzende Festung war, von wo sich der Ruhm der Tapferkeit und der Vaterlandsliebe der Pomoranen weit ausbreitete und sogar im Lager der Feinde*) Erstaunen hervorrief. Das hier vergossene Blut der Vorfahren erfordert die Erhaltung jedes Streifen Landes, erfordert Arbeit zum Wohle des Vaterlandes von allen seinen Söhnen, und diese Anstrengungen wird gewiß Gott reichlich segnen!“ — —

[Pomorze siedziba ludności prastłowiańskiej; in: „Mestwin“, Wissenschaftliche Beilage zu der Zeitung „Słowo Pomorskie“ Bd. III, Thorn 1927, S. 11—13.] (12)

Kostrzewski, J. Die Vorgeschichte Danzigs und seiner nächsten Umgebung.

Der von dem Professor für Vorgeschichte an der Universität Posen verfaßte Aufsatz hat mehr darstellenden Charakter und hält sich von dem Versuch fern, etwa aus der Vorgeschichte die unbedingte Zugehörigkeit Danzigs zu Polen erweisen zu wollen, enthält aber eine Reihe durchaus anfechtbarer Behauptungen.

Vor allem erscheint hier wieder der Versuch Kostrzewskis, die Träger der sogenannten „Lausitzer Kultur“ für die Slaven in Anspruch zu nehmen. So behauptet Kostrzewski über die Bevölkerung in der Danziger Gegend während der Bronzezeit: „Wir können nur vermuten, daß in der Umgegend von Danzig damals die gleiche Bevölkerung lebte, welche zu der Zeit die kaschubischen Höhen bewohnte und eine große Anzahl von Hügelgräbern mit typischen Formen von Gefäßen und Bronzegegenständen hinterließ, welche eine lokale, am weitesten nach Norden vorgeschobene Gruppe der sogenannten Lausitzer Kultur repräsentieren. In dieser Bevölkerung, welche von der Lausitz, Schlesien und Großpolen vorrückend allerspätstens in der 3. Bronzeperiode die Ufer der Ostsee erreicht, erblicken wir jetzt immer mehr die Vorfahren der heutigen Westslaven.“ (S. 27/28.)

Aus dem 5. Abschnitt der Bronzezeit (1000—800 v. Chr.) bespricht K. fünf verschiedene Funde (Oliva, Konradshammer, Schönwarling, Osterwick, Prausterkrug), die alle eine Reihe charakteristischer Zeichen gemeinsam haben, welche gestatten, „sie in die lokale Gruppe der pommerschen Kultur, welche das Gebiet zwischen unterer Oder und unterer Weichsel einnimmt und nach Südosten ungefähr durch die Eisenbahnlinie von Schneidemühl über Konitz nach Dirschau begrenzt wird, einzugliedern.“ (S. 28.)

Über die Frage des ethnischen Charakters dieser Kultur äußert sich Kostrzewski:

*) Es wäre interessant zu erfahren, wen die Verfasserin als Feinde der Pomoranen ansieht. Die Frühgeschichte kennt als solche neben den Dänen nur die südlich der Nehezümpfe wohnenden Großpolen und die an der Mittel-Weichsel sitzenden polnischen Kujawier und Masowier. (W. Red.)

„Sogar deutsche Forscher, welche in dieser Kultur Spuren germanischer Invasion von jenseits der Oder her sehen, vermuten, daß neben der neuangekommenen fremden Bevölkerung hier ein bedeutender Teil der alten Bevölkerung mit „lausitzischer“ Kultur (der angeblichen Ur-Slaven) weiter wohnen blieb, und daß das besondere lokale Merkmal der pommerischen Bronzegegenstände aus dem Gebiet östlich der Oder gerade ein Ergebnis der Einwirkung dieser eingeborenen Bevölkerung ist. Daß es wirklich so war, beweist am besten die Tatsache, daß wir noch zu Anfang der Eisenzeit, in der sogenannten Hallstatt-Zeit (800—500 v. Chr.), in der nächsten Umgebung Danzigs Fundstätten der „lausitzischen“ Kultur antreffen. Im Jahre 1922 wurden nämlich in Oliva, im Kreise Danziger Höhe, Spuren einer „lausitzischen“ Ansiedlung gefunden, die aufs Klarste aus der älteren Eisenzeit stammen, wenn auch La Baume irrtümlich sie in die römische Zeit setzt.“ (S. 28.)

Bemerkenswert ist die Stellungnahme Kostrzewskis zur Frage, welchem Volke die Träger der Steinkistengräberkultur, deren Beginn er um 650 v. Chr. ansetzt, angehören. Während andere polnische Forscher (vgl. z. B. Ostland-Berichte, Heft 2, S. 26) diese Kultur unbedingt den Germanen zuschreiben, glaubt Kostrzewski diese Theorie nur als eine sehr bedingte Möglichkeit ansehen zu müssen: „Die Herkunft dieser Bevölkerung ist bisher noch nicht klar gestellt, auf jeden Fall stellt sie ein Element fremder Herkunft (vielleicht skandinavischer?) dar.“ (S. 29.)

Das abermalige Erscheinen von Skelettgräbern in der Zeit um Christi Geburt zeigt nach Kostrzewski das Erscheinen einer neuen Bevölkerung an, die wahrscheinlich über das Meer aus Skandinavien kommt: „In dieser Bevölkerung sieht man nahezu allgemein Goten, welche im Laufe des 2. Jahrhunderts n. Christi ihre Wanderung in südöstlicher Richtung beginnen und ungefähr um 200 n. Chr. am Schwarzen Meere erscheinen.“ (S. 32.) Funde auf dem Gräberfeld bei Schönwarfing beweisen für Kostrzewski, daß die Umgegend von Danzig auch in der Zeit der Völkerwanderung, also im 5. und 6. Jahrhundert „nicht vollkommen verlassen“ war. (S. 32.)

Sehr beunruhigt ist Kostrzewski aber darüber, daß aus dem 7.—9. Jahrhundert, wo Pommerellen und Danzig „zweifelloß durch eine slavische Bevölkerung bewohnt war“, nahezu keine Funde erhalten sind: „Bis zum heutigen Tage kennen wir aus dieser Zeit nicht nur aus Pommerellen, sondern aus dem ganzen westlichen Polen und Ostdeutschland kein einziges gut datiertes Grab, keine einzige Ansiedlung.“ (S. 32.)

[Pradzieje Gdańska i jego najbliższej okolicy; in Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i teraźniejszość. Lemberg 1928, S. 25 ff.]

(22)

Rudnicki, M. Wege der lechischen Besiedlung im baltischen Lechien (westlich der Oder).

Die nachstehend im Bericht wiedergegebenen Ausführungen des Leiters und Begründers des „Westslavischen Instituts“ und Professors an der Universität Posen zeigen sehr deutlich das Bestreben, die Wohnsitze der Lechen, der Vorfahren der heutigen Polen, nach Westen bis an die Elbe vorzuschieben, um daraus naturgemäß kulturelle und politische Ansprüche auf diese Gebiete herleiten zu können.

Zunächst polemisiert Rudnicki gegen den bekannten und angesehenen Slavisten Niederle und behauptet, daß es einen höchst eigentümlichen Eindruck mache, wenn Niederle die Pomoranen von den Polen trenne und sie als einen besonderen Stamm sowohl den Lituitzen und Obotriten wie den Polen gegenüber hinstelle, während er die Tschechen und Slovaken zu einer Einheit zusammenzuschleße.

Denn das Pomoranenland, sogar das westlich der Oder, habe mit Polen in politischer und kultureller Hinsicht in engster Verbindung gestanden, und in sprachlicher Hinsicht könne man mehrere Eigentümlichkeiten feststellen, die die Polen und die Pomoranen enger verbänden, als dies hinsichtlich der Tschechen und der Slovaken möglich sei, wobei auch zu beachten sei, daß Legowski und Leht-Splawiański in ihrer Untersuchung der rügischen Sprachreste die rügisch-polabische Spracheinheit der polnisch-pomoranischen gegenüberstellten.

Bei der Untersuchung der geographischen Entfaltung der baltischen Lechen und in gewissem Maße aller westlichen Slaven, sei von folgenden Voraussetzungen auszugehen: 1. Das Land zwischen Ostsee, Elbe, Saale, Weichsel, oberer und mittlerer Donau war zu Beginn der geschichtlichen Zeit mit Wald, hier und da sogar Urwald, bedeckt, in dem sich zahlreiche Sümpfe und Seen befanden. 2. Die Flüsse, die diese Wälder durchschnitten, hatten einen langsamen Lauf, durchschnitten zahlreiche Sümpfe und bildeten größere Überschwemmungsgebiete. Besonders war dies im baltischen Lechien der Fall. 3. Geschlossener Urwald in größerer Ausdehnung war für Völkerbewegungen ein größeres natürliches Hindernis als ein Fluß, besonders wenn dieser nicht zu breit und reißend war. 4. Es folgt hieraus, daß die Flüsse die Straßen der Ansiedlung waren, um so mehr, als das Graben von Brunnen nicht zu den älteren Kulturerrungenschaften gehört. 5. Daraus folgt, daß man die Stammesgrenzen nicht an den Flüssen, sondern zwischen den Flußgebieten zu suchen hat. Bestätigt wird dies durch Feststellungen bei polnischen und tschechischen Stämmen.

Wenn man von diesen Voraussetzungen ausgehend die geographische Ausbreitung der Westslaven zu Beginn der geschichtlichen Zeit betrachte, spreche zunächst die geographische Lage der Sorben dafür, daß sie von Süden, von Böhmen her, längs der Nebenflüsse der Oder, der Spree und des ganzen Flußgebietes der Elbe und Saale gekommen seien. Parallel mit ihnen seien die Schlesier gezogen, deren Straße die obere Oder und ihre Zuflüsse waren; nördlich der Faulen Odra seien sie auf die Polanen getroffen, die sich längs der Warthe vorgeschoben hätten. Die Besiedlung des baltischen Lechiens sei von Großpolen, genauer der heutigen Neumark, ausgegangen, von wo sich die Lechen längs der Oder nach Norden und Süden vorgeschoben hätten. Hier seien sie an der Depression der Faulen Odra auf die Schlesier getroffen, längs der Senkung, die sich bis zur nahen Spree erstreckt, zu diesem Flusse gezogen, dessen linkes Ufer von den Sorben besetzt war, und hätten das rechte Ufer bis Köpenick besetzt. Ihre weitere Grenze gegen die Sorben sei dann über Jossen, Dahme, Jüterbog bis zur Elbe nördlich von Zerbst verlaufen, d. h. ihnen habe das Flußgebiet der Havel, den Sorben das der Spree und der oberen Elbe gehört.

Östlich der Elbe bis zur Havelmündung saßen nach der Behauptung Rudnickis Germanen, nördlich von dieser, besonders der Elbemündung gegenüber, saßen im Flußgebiet der Jeeße die Lechen, und es sei nicht unmöglich, daß sie sich hier bald nach dem Abzug oder der Verdrängung der Langobarden (160 v. Ch.) niedergelassen hätten. Oberabwärts sei die Ausbreitung der Lechen bis zur Mündung, wo sie Usedom und Wollin besetzten, und nach Osten und Westen längs der Zuflüsse zur Oder und der Küste gegangen.

Zu Beginn ihrer geschichtlichen Zeit sei der Mittelpunkt der Pomoranen die Odermündung, ihre Hauptorte Stettin, Kolberg und Belgard gewesen. Bedeutungsvoll sei, daß der Name Cassubia das Land von der Persante westlich einschließlich Mecklenburg umfaßte. Im Gegensatz dazu habe die Pomorania superior (Danzig—Schweh—Dirschau—Belgard) und inferior (Stolp—Schlawe—Rech) gestanden.

Die vorpolnischen Lechen hätten die Flußgebiete der Weichsel, Neße und Warthe in Besitz gehabt; ihre ursprüngliche Grenze gegen die vorpomoranischen Lechen sei durch die Wasserscheide zwischen diesen Flüssen und den unmittelbar der Ostsee zufließenden Flüssen gebildet worden.

Die kaschubische Besiedlung des Gebietes der unteren Weichsel stammte aus späterer Zeit; sie sei dadurch entstanden, daß „Habgier, Plünderungssucht, Raubgier und Grausamkeit der

deutschen Eroberer dazu führten, daß die Wagrier, Obotriten, Liutizen usw. in ganzen Scharen¹⁾ zu den Pomoranen (und weiter) flüchteten, ihre ursprünglichen Sitze verlassend“. Dies sei geschehen „in der Zeit der Eroberung Usedom, Stettins, Wollins und des ganzen westlichen Pommerns durch die Deutschen und teilweise die Dänen“, als „die westlechische Bevölkerung auch massenhaft²⁾ zu Gunsten der frisch ankommenden Kolonisten enteignet wurde“.

[Drogi osadnictwa lechickiego w Lechji przybaltickiej (na Zaodrzu); in: „Slavia Occidentalis“ (Zeitschrift des Westmarkenvereins in Posen) Bd. III/IV (1925) S. 366 ff.] (1)

Brückner, A. Aus der Geschichte des nordwestlichen Slaventums.

Der bekannte polnische Gelehrte und frühere langjährige Professor der Slavistik an der Universität Berlin, der vor kurzem unter allgemeiner Anteilnahme der polnischen Öffentlichkeit in seinem ständigen Wohnsitz Berlin das 50jährige Jubiläum akademischer Tätigkeit beging, stellt sich in dem nachfolgend besprochenen Aufsatz in bemerkenswerten Gegensatz zu der vom Westslavischen Institut vertretenen These von der gewaltsamen Verdrängung oder Ausrottung der ostelbischen Slaven durch die Germanen.

Der Untergang der Slaven zwischen Elbe und Oder, das einzige aus ihrer Geschichte bekannte Ereignis, ist, wie der Verfasser ausführt, eine im modernen Europa ganz vereinzelt dastehende Erscheinung, der man nur das Verschwinden der alten Preußen vergleichen könne. Und dieser Untergang sei eingetreten unter den verschiedensten Verhältnissen: „ob das Land fast übervölkert war (z. B. das kleine Rügen, das 1170 über 30 000 Einwohner zählte — heute zählt es 46 000) oder menschenleer (z. B. die Bezirke der Mark Brandenburg), ob die Dynastie und der ganze Adel einheimisch waren (z. B. in Mecklenburg, Rügen, Pommern), oder auch vollständig fremd, ob die Kolonisten Slaven waren oder Deutsche — immer war der Ausgang derselbe: der vollständige Untergang des Slaventums“. Und dieser Untergang sei überall gleich schnell und ohne äußeren Druck eingetreten: „niemand rottete die Slaven aus oder siedelte sie aus oder verbot ihre Sprache“³⁾, aber doch hätten schon 100 Jahre genügt, um das Aussehen des Landes bezüglich der Nationalität bis zur Unkenntlichkeit zu verändern. So sei Rügen schon im 13. Jahrhundert überwiegend deutsch geworden.

Daß Fürst Wislaw in seinem Testamente 1302 die Slaven in einigen Ortschaften der Fürsorge seiner Erben empfehle, beweise, daß Rügen damals schon ein vollständig deutsches Land war. Seine Spuren hinterlassen habe das Slaventum nur in Orts- und Personennamen, aber jene seien schon bald unverständlich geworden und diese hätten sich nur noch traditionell in den einzelnen Familien erhalten, sie bewiesen aber nichts für ein Fortleben des Slavischen, ebensowenig wie einzelne Wörter, z. B. koretz, die noch Jahrhunderte lang im Gebrauch blieben.

Der Verfasser geht dann ausführlich auf die Arbeiten Wittes („Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg“ und „Wendische Zu- und Familiennamen aus mecklenburgischen Urkunden gesammelt“) und die große in russischer Sprache geschriebene Arbeit Jegorows („Slavisch-germanische Beziehungen im Mittelalter. Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert“) ein, und bekämpft ihre Schlußfolgerungen (wobei er zahlreiche von ihnen aufgestellte Ethymologien als falsch zurückweist). Er stellt fest, daß das Slaventum in Mecklenburg sich vollständig passiv verhalten

1) Im Original gesperrt.

2) Vergl. die ganz andere Stellungnahme des polnischen Professors Brückner zu dieser Frage in dem obenstehenden Aufsatz.

3) Eine sehr wichtige Feststellung des als Autorität allgemein anerkannten polnischen Forschers. (D. Red.)

habe und deshalb trotz seiner numerischen Stärke zu Grunde gegangen sei. Den Grund für diese Passivität sieht er in dem starren Festhalten am Heidentum: das Slaventum habe sich mit dem Heidentum identifiziert, so habe es auch nicht einen christlichen Priester slavischer Abstammung gegeben, und die Kirche habe sich darum ganz auf die Fremden stützen müssen. Dem Volke habe jede geistige Tradition gefehlt, darum habe es auch nicht die Kraft gehabt, der deutschen, christlichen Kultur zu widerstehen und seine Nationalität über die Zwischenstufe der Zweisprachigkeit verloren.

Noch schneller sei dieser Prozeß in Brandenburg vor sich gegangen, da hier auch das slavische Fürstenhaus und der slavische Adel fehlte. Anders sei die Germanisierung bei den Sorben verlaufen: hier hätte es zwar keine Kämpfe mit dem Heidentum gegeben, aber auch keine konsolidierten Staaten. Reihen von Kolonisten hätten sich hier zwischen die kleinen Stämme geschoben, so daß das slavische Land in kleine Inseln zerfiel, die eine nach der anderen von der deutschen Welle überflutet wurden; nur die größte Insel, die Lausitzer, habe sich erhalten. Ähnlich wie bei den Nordwestslaven sei es in Litauen gewesen, wo das litauische Heidentum der christlichen russischen Kultur habe weichen müssen und der litauische Staat deshalb nichts Litauisches an sich gehabt habe.

[Z dziejów Słowiańszczyzny północnozachodniej; in: „Slavia occidentalis“ (Zeitschrift des Westslavischen Instituts in Posen) Bd. V (1926) S. 81—99.]

(25)

Lutman, R. Geschichte Danzigs bis zum Jahre 1918.

Dieser Arbeit liegt ganz offensichtlich die Tendenz zu Grunde, die enge Verbindung, die alle Jahrhunderte hindurch angeblich zwischen Danzig und Polen bestanden hat, nachzuweisen. Schon die bekannte, in Rom verfaßte Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert muß zum Beweise dafür dienen, daß Danzig gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts von einer slavischen Bevölkerung bewohnt war und zusammen mit Pommerellen zum polnischen Reiche gehörte. Auch scheint es für Lutman allen sachkundigen Untersuchungen zum Trotz keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß der Name der Stadt slavischer Herkunft ist (S. 36). Die späteren Beziehungen Danzigs zu Polen werden allerdings im Gegensatz zu der von Askenazy beliebten „idyllischen“ Darstellungsweise mehr der wahren Lage entsprechend dargestellt und die tiefgehenden Gegensätze, die vielfach zwischen Danzig und Polen bestanden haben, werden nicht, wie bei Askenazy, übergangen.

Dafür werden aber die Beziehungen Danzigs zum Ordensstaate in möglichst dunklen Farben geschildert. Wenn Lutman auch nicht mehr das Greuelmärchen von den 10 000 Danzigern bringt, die angeblich im Jahre 1308 bei der Einnahme der Stadt durch den Orden ermordet worden sein sollten, so formuliert er das Ergebnis von 1308 doch noch in den wissenschaftlich absolut unhaltbaren Sätzen: „Die Ordensritter, aus Rache für den vorausgegangenen Widerstand, mordeten die überwiegende Zahl der Einwohner, und den bei diesem Hinschlachten übriggebliebenen befahlen sie, die Stadt zu verlassen. Die Stadt selbst wurde zerstört“ (S. 42). Und im Anschluß daran bringt er Behauptungen, die von der Forschung schon längst widerlegt und als unmöglich nachgewiesen worden sind, so z. B. die Begründung der Reichstadt erst mehrere Jahrzehnte nach dem Jahre 1308 durch das „Lokationsprivileg“ (!) von 1342 (S. 45).

In absoluten Widerspruch zu den Quellen stellt sich Lutman bei der Schilderung der Ereignisse vom Jahre 1454. Es ist quellenmäßig einwandfrei belegt, daß die Danziger lange gezaudert haben, das Schloß des Deutschen Ordens in Danzig abzubringen, und daß sie sich zu diesem Schritt erst entschlossen, als ihre Abgesandten in Krakau sie in beweglichen Worten dazu aufforderten, indem sie auf die Gefahr hinwiesen, daß der polnische König das Ordenschloß für sich beanspruchen werde, wenn es stehen bleibe. Nachdem die Übergabe des Schloßes durch die Ordensritter an die Stadt Danzig auf Grund eines Vertrages vom 11. Februar erfolgt war,

haben dann die Danziger das Schloß abgebrochen, wodurch sie sogar den Unwillen des polnischen Königs erregten. Der Abbruch ging so langsam von statten, daß er erst im Mai beendet war.

Bei Lutman ist dagegen zu lesen: „Der Komtur . . . übergab am 11. Februar das Schloß. Jetzt brach mit voller Gewalt der lange gegen den Orden genährte Haß aus. Die Menge stürzte sich auf das Schloß und zerstörte es fast vollständig, daß von ihm keine Spur übrig geblieben ist“ (S. 53). Und nunmehr trat Danzig durch den Anschluß an den polnischen König nach Lutman „in eine neue — glückliche — Periode seiner Entwicklung“ (S. 53).

Der Schilderung dieser Zeit, der Jahre 1454—1793, sind über 70 Seiten des im Ganzen über 90 Seiten starken Aufsatzes gewidmet. Auf Einzelheiten kann im Rahmen der Besprechung hier nicht näher eingegangen werden. Die Darstellung ist von dem Leitmotiv beherrscht, die glückliche Lage Danzigs während dieser Zeit darzustellen und den Wunsch der Bürger, in diesem engen Verhältnis zu Polen zu bleiben.

In diesen Zusammenhang gehören auch die wiederholten Ausführungen über die angebliche Abneigung der Danziger gegen Preußen, über die in der Stadt angeblich entstandene Empörung, als das zwischen Danzig und Preußen im Jahre 1704 abgeschlossene Schutz- und Trutzbündnis bekannt wurde (S. 99) und besonders über den bewaffneten Aufstand gegen den Übergang Danzigs an Preußen im Jahre 1793 (S. 125).

Wie Lutman aber geradezu durch das ewige Hinstarren auf seinen Leitgedanken (Schädlichkeit der preußischen Herrschaft für Danzig) geblendet wird und die Orientierung über seinen Stoff verliert, zeigt sein zweiter Aufsatz, in dem er die Geschichte Danzigs von 1793—1918 behandelt (S. 172—185). Hier findet er kein Wort, um die Vorteile zu schildern, welche die Eingliederung in den preußischen Staat für Danzig mit sich brachten.

Dieser polnische Historiker sieht in diesem Zeitraum der Danziger Geschichte nur Niedergang. Aber dabei erweist sich, daß die Studien, welche dieser polnische Spezialist für Danziger Geschichte während seines Danziger Aufenthalts getrieben hat, doch nicht allzu gründlich gewesen sein müssen. So erklärt er zur Stütze seiner Behauptung von der Abneigung der Danziger gegen Preußen auf S. 173: „Viele verließen für immer die Vaterstadt (u. a. die Familie des Philosophen Schopenhauer).“ Dazu wäre zu bemerken, daß in den Jahren 1793—1797 nach Ausweis der Akten des Staatsarchivs Danzig nur die Familie Schopenhauer die Stadt verlassen hat!

Und auch der nächste Satz: „Von der ehemaligen glänzenden Handelsstadt sank Danzig in die Reihe der preußischen Durchschnittsstädte hinab“ (S. 173), läßt sich durch den einfachen Hinweis erledigen, daß Danzig gerade in den Jahren 1793—1806 eine Handelsblüte erlebte, die eine Parallele nur in der Zeit des größten Wohlstandes zu Beginn des 17. Jahrhunderts findet. Diesen Taffachen kann auch Lutman nicht aus dem Wege gehen; und so stehen dann auf der gleichen Seite, wo die Klagen über den Niedergang Danzigs als Handelsstadt angestimmt werden, Sätze, welche das gerade Gegenteil aussagen: „In wirtschaftlicher Hinsicht gestalteten sich allerdings die Verhältnisse zum besseren“ . . . den Grund für die Verbesserung der Wirtschaftslage, die man so bald nach jahrelanger Stagnation beobachten konnte.“ Und schließlich spricht für jeden unvoreingenommenen Historiker das Anwachsen der Bevölkerungszahl einer Stadt nicht gerade für deren wirtschaftlichen Niedergang. So muß Lutman die Zunahme der Bevölkerung von 36 000 im Jahre 1794 auf 45 000 im Jahre 1806 selbst melden. Ebenso dürfte der Bau des noch heute stehenden Stadttheaters in den Jahren 1798—1801 nicht gerade für einen wirtschaftlichen oder kulturellen Tiefstand Danzigs in jenen Jahren sprechen.

Doch Lutman sieht dies nicht und will dies auch nicht wahr haben. Die angebliche Abneigung der Danziger gegen Preußen wird in verschiedenen Variationen abgehandelt; so wird die von E. Kesper einwandfrei auf Grund des Aktenmaterials als Dummerjungenstreich nachgewiesene Verschwörung des Gym-

naflasten Bartholdy wieder aufgefischt, ferner wird behauptet, Friedrich Wilhelm II. habe vermieden, Danzig zu besuchen, da es ihm hier zu unsicher gewesen sei (!), und der Empfang Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise in Danzig sei sehr kühl gewesen, während E. Keyser in seiner Geschichte Danzigs (S. 163) mit vollem Recht auf den besonders herzlichen Empfang, der sich durch die noch heute in großer Zahl erhaltenen Begrüßungsgedichte u. a. erweisen läßt, hingewiesen hat.

Aber auch die preußische Regierung hat während der ganzen Zeit von 1793—1918 nach Lutmans Darstellung nur das eine Ziel gekannt, Danzig niederzuhalten und nicht zuzulassen, „daß Danzig die alte Stellung erlangte, welche die Bevölkerung gezwungen hätte, eine engere Verbindung mit den polnischen Gebieten zu suchen“! (S. 181.)

Auf diese Trennung vom polnischen Hinterland führt Lutman auch die Wirtschaftskrise in Danzig in den Jahren 1819—1822 zurück (S. 182—183), während ihm eigentlich als Historiker bekannt sein mußte, daß lediglich die englische Getreideschutzpolitik diese schweren Jahre für die Danziger Wirtschaft verursacht hat. Hier müssen wieder die alten Behauptungen von der angeblich bewußten Zurücksetzung Danzigs durch die preußische Regierung (so z. B. durch die Linienziehung des Eisenbahnnetzes, Zollpolitik u. a.) herhalten. Ja, sogar die späte Weichselregulierung wird auf das Schuldkonto der preußischen Regierung gesetzt, während der polnische Historiker doch wohl von den immer wiederholten Versuchen der preußischen Regierung wissen dürfte, Rußland für den Plan einer Weichselregulierung zu gewinnen, die auf preußischem Gebiete so lange illusorisch blieb, als Rußland die Weichsel auf seinem Gebiete verwildern ließ.

Zum Schlusse sei noch auf eine Tatsache hingewiesen, die zeigt, wie erstaunlich oberflächlich sich dieser Historiker, der in Polen als Spezialist für die Geschichte Danzigs gilt und gelten will, mit seiner Aufgabe beschäftigt hat. Zugleich geht daraus auch hervor, wie wenig Lutman berufen ist, über Danziger Verhältnisse ein historisches Sachverständigenurteil abzugeben. Von einem Historiker, der sich das Recht anmaßt, über die Maßnahmen der preußischen Regierung in bezug auf Danzig und Westpreußen zu urteilen, müßte man eigentlich verlangen können, daß er über die elementarsten Kenntnisse auf diesem Gebiete verfüge.

Lutman, der sich über die angeblich bewußte Vernachlässigung der Weichsel und des Danziger Hafens durch die preußische Regierung so ereifern zu müssen glaubt, kennt überhaupt nicht das wichtigste Ereignis, das für die Geschichte beider, der Weichsel und des Hafens, von der größten Bedeutung geworden ist. Die in den Jahren 1889—1895 erfolgte Schaffung einer künstlichen Weichselmündung bei Schiewenhorst wird bei Lutman in das Jahr 1866 verlegt und ebenso wie der Weichseldurchbruch bei Neufähr vom Jahre 1840 auf ein Naturereignis zurückgeführt! (S. 184.)

Diese glänzende Leistung deutscher Wasserbaukunst, die zugleich ein schlagender Beweis der ersten Fürsorge der preußischen Regierung für das Danziger Wirtschaftsleben ist, und die das Danziger Hafengebiet von 11 ha auf 700 ha vergrößerte, ist also dem polnischen Historiker unbekannt geblieben!

Dafür schließt er aber seine Abhandlung mit dem bezeichnenden Satze: „Erst die Niederlage Deutschlands eröffnete für Danzig neue glänzende Perspektiven der Entwicklung“ (S. 184).

[1] Historia Gdańska do roku 1793; 2) Historia Gdańska w latach 1793—1918; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i teraźniejszość. Lemberg 1928, S. 35 ff. und 172 ff.] (20)

Kutrzeba, St. Handel und Gewerbe Danzigs bis zum Jahre 1793.

Dieser erste Aufsatz des Herausgebers des großen Sammelwerkes über Danzig hält sich im allgemeinen von jeder Tendenz frei und zeigt die gründliche Kenntnis des Verfassers auf diesem Gebiete, der sich besonders durch die mit E. Duda gemeinsam be-

sorgte Herausgabe der Register von den in Wloclawek erhobenen Weichselzöllen um die Geschichte des Weichselhandels verdient gemacht hat. Merkwürdigerweise hat er dieses Buch (Regestra theloniei aquatici Vladislaviensis, Krakau, 1915) unter seinen Quellen nicht aufgeführt.

Im Einzelnen kann man bei der Beurteilung gewisser Fragen natürlich anderer Meinung sein als Kutrzeba. So ist unseres Erachtens die Behauptung Kutrzebas, die wirtschaftliche Bedeutung Danzigs sei im 14. Jahrhundert „nicht allzu groß“ gewesen, nicht zutreffend. Wenn die Annahme Kutrzebas zuträfe, dann wäre nicht zu verstehen, warum Danzig noch in dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts eine so bedeutende Stellung in der Hanse einnimmt. Kutrzeba scheint ferner auch an die Absperrung der Weichsel gegenüber Danzig zu glauben, die nach einer weitverbreiteten irrigen Annahme erst im Jahre 1371 infolge eines Naturereignisses aufgehoben worden sein soll.

Wertvoll und neu ist der Abschnitt über den Waren- und Schiffsverkehr im Danziger Hafen, wenn er auch nur eine Verarbeitung von Material bringt, das schon gedruckt vorliegt (besonders in den Sundzolltabellen der dänischen Forscherin Nina Ellinger Bang). Eine erwünschte Vervollständigung hätte der Aufsatz Kutrzebas erfahren können, wenn die im Sommer 1927 in der Zeitschrift „Deutsche Blätter in Polen“ (Heft 6-9) erschienene aufschlussreiche und gründliche Arbeit von G. R. Nath's über „Die Entwicklung des Weichselhandels von der Mitte des 13. bis zum 15. Jahrhundert“ herangezogen worden wäre.

[Handel i przemysl do roku 1793 in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i terażniejszość, Lemberg 1928, S. 129 ff.] (4)

Grabowski, T. Die Danziger Literatur und die Literatur über Danzig.

Die in diesem Aufsatz niedergelegten Gedanken kennen zu lernen, ist für alle deutschen Kreise wichtig, weil sie gewissermaßen das wissenschaftliche Glaubensbekenntnis des Verfassers darstellen, der als Professor der polnischen Literaturgeschichte an der Posener Universität tätig ist, und weil sie auf diese Weise Gemeingut weiser Kreise in Polen geworden sind, noch werden und so außerordentlich bedenkliche Folgen haben müssen.

Grabowski geht von dem Grundgedanken aus, daß die Danziger Literaturgeschichte ein Teil der polnischen sei, und daß die Danziger Literatur nur so lange groß gewesen sei, als Danzig mit Polen politisch verbunden war. Und daher kann nach Meinung des Verfassers von einer eigentlichen Danziger Literatur zu der Zeit, da Danzig dem Staate des Deutschen Ritterordens angehörte, nicht die Rede sein. Erst die Loslösung vom Deutschen Orden habe auch die Entfaltung einer Danziger Literatur möglich gemacht: „Das Bürgertum, befreit von dem Einflusse der feudalen Ordenskultur, gestützt auf die Freiheit des polnischen Geistes, bahnt sich den Weg zu einem eigenen Ausdrucke in der Literatur“ (S. 455).

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet nun der Verfasser die einzelnen Dichter und Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, und für das darauffolgende Zeitalter des Barock stellt er fest: „Danzig war damals die einzige Stadt in Polen mit einem stark entwickelten geistigen Leben“ (S. 459). Wie stark das geistige Leben Danzigs gerade dieses Zeitraums mit dem deutschen verbunden war, hätte dem Verfasser ein Einblick in die Geschichte der St. Johannisschule von W. Faber zeigen können. Und eine hoffentlich bald erscheinende Arbeit des gleichen Verfassers über das Geistesleben Danzigs im 17. Jahrhundert wird diese geistigen Bande zwischen Danzig und Deutschland noch viel klarer erkennen lassen.

Doch dies würde die Grundthese des Posener Literaturprofessors umstürzen, daß nämlich die Danziger Literatur und Geisteskultur als ein Gewächs des polnischen Kulturbodens anzusehen sei. Immer wieder spricht Grabowski von den kul-

turellen Beziehungen Danzigs zum Mutterlande, als das er Polen ansieht! So ist ihm die wissenschaftliche Arbeit des Danziger Ratsherrn und Astronomen Hevelius (Hewelke) ein Beweis dafür, „mit wieviel Banden die Danziger literarische Produktion mit dem (polnischen) Staate und seiner Kultur verbunden war“ (S. 466).

Besonders merkwürdig wirkt aber der Versuch Grabowskis, den bekannten Danziger Historiker und Staatsrechtslehrer Gottfried Lengnich, der Zeit seines Lebens ein glühender Verfechter des Gedankens einer Danziger und westpreussischen Selbständigkeit gegenüber Polen gewesen ist, und der besonders in seinem Danziger Staatsrecht gerade die staatliche Abgesondertheit Danzigs gegenüber Polen immer wieder betont hat, als Stütze für seine These zu reklamieren (S. 467).

Dieses angebliche Bewußtsein der Danziger, eine mit Polen gemeinsame Literatur zu besitzen, ist nach Grabowski erst durch die Teilungen und den Untergang Polens verloren gegangen: „Mit dem Fortschreiten der Germanisation in Pommerellen infolge des Abschneidens Danzigs vom polnischen Staate erstarb die Zusammenarbeit der Stadt mit ihrem Mutterlande¹⁾. Es verschwand allmählig das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der geteilten und durch drei politische Systeme gequälten polnischen Einheit. Die alten Sympathien dauerten noch im städtischen Patriziat fort. Aber die Bürokratie, das Militär, die Protektion der Industrie taten das ihrige, wenn auch die jungkaschubische Bewegung, die in Danzig ihren Mittelpunkt fand, nicht ohne Bedeutung war. Möglicherweise gibt diese der Stadt einst ihren verlorenen halbpolnischen Charakter¹⁾ zurück“ (S. 470).

Diese Abtrennung Danzigs von Polen, diese „Loslösung vom polnischen Mutterboden“, — um mit den Worten Grabowskis zu sprechen — hat dann auch nach seiner Meinung die Danziger Literatur entwurzelt. Der Verfasser verkündet in Sperrdruck: „Die deutsche (literarische) Produktion in Danzig hat, besonders während des ganzen vergangenen Jahrhunderts bis zum Weltkrieg keine wirklich individuellen Talente hervorgebracht“ (S. 470).

Selbst Max Halbe findet keine Gnade. Seine Werke sind nach der Behauptung des Posener Literaturhistorikers, wenn auch die schönsten Motive aus der Danziger Umgegend genommen sind, doch nur „gleichsam neue Ausgaben Hauptmanns in den pommerellischen Gegenden“ (S. 471).

Erst der Wiederanschluß der Danziger Literatur und Geistesgeschichte an Polen kann ihr „Rettung“ bringen. So meint Grabowski: „Die Danziger Literatur wird vielleicht die verlorene Verbundenheit mit Polen wiederfinden, was ihr sicher zum Vorteil gereichen wird. Rückkehr zur Tradition befiehlt ihr die Vergangenheit, an die sich so oft gewendet hat und noch wendet“ (S. 472).

Und an den Schluß seines Aufsatzes setzt der Verfasser Worte, die ganz eindeutig zeigen, in welcher Weise Literaturgeschichte an der Universität Posen gelehrt wird: „So schließt die Geschichte einer Literatur ab, die durch geistige Bande mit den literarischen Schöpfungen des Ermlandes, von Elbing, Marienwerder, Graudenz und Thorn verbunden ist, in den vergangenen Jahrhunderten vorwiegend in einer fremden Sprache ihren Ausdruck findet, aber, von dem Geiste der Einheit mit Polen durchdrungen, dessen geistige Provinz und regionale Abart darstellt“ (S. 474).

Daß das Danziger Geistesleben der Vergangenheit eine „geistige Provinz und regionale Abart“ Polens darstelle, darf Professor Grabowski unbedingt als eine Entdeckung für sich in Anspruch nehmen, deren Ruhm ihm niemand streitig machen wird.

[Literatura Gdańska i o Gdańsku; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i teraźniejszość. Lemberg 1928, S. 453 ff.] (2)

1) Von uns gesperrt. (D. Red.)

Der Verfasser, der als Dozent der Kunstgeschichte an der Universität in Krakau tätig ist, hat schon im Jahre 1912 ein Buch über die Danziger Kunst veröffentlicht (*Stary Gdańsk i historia jego sztuki*).

Eigenartig ist die Behauptung des Verfassers, daß die Marienkirche, deren Ausbau erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vollendet worden sei, dadurch „gleichsam ein Denkmal zu Ehren der Rückkehr Danzigs zu Polen“ sei. Der Verfasser meint sogar: „Und daß hier der Bürgermeister Rzeczkow (weshalb Kr. den bekannten Conrad Lezhau so nennt, ist unerfindlich) und seine Kameraden, die durch die Kreuzritter im Jahre 1411 ermordet worden waren, beerdigt wurden, gibt diesem Gedanken eine besondere Bedeutung“ (!) (S. 345).

Überall in der Danziger Kunst sucht natürlich Kruszyński nach Beweisen für das Zugehörigkeitsgefühl der alten Danziger gegenüber Polen. So weiß er zu berichten, daß im Jahre 1860 im Kofen Saal des Reichstädtischen Rathauses ein Geheimschrank entdeckt worden sei, in dem sich ein in Holz geschnitzter polnischer Adler vorgefunden habe. Diese ihm so wichtig erscheinende Entdeckung veranlaßt den Verfasser zu der gefühlvollen Bemerkung: „Wird sich dieses polnische Abzeichen zugleich mit dem polnischen Staatsbewußtsein einmal in den Herzen der Danziger wiederfinden lassen?“ (S. 356.)

Daß Chodowiecki von dem Verfasser als Pole in Anspruch genommen wird, versteht sich nach den eben zitierten Äußerungen fast schon von selbst. So behauptet er, Chodowiecki habe sich als Pole betrachtet, „obwohl er auf fremdem Boden wohnte aber nicht in deutscher Umgebung, sondern in der französischen Emigranten“ (S. 388). Daß dieser „fremde Boden“ die Stadt Berlin war, und daß die französische Kolonie in Berlin, innerhalb derer Chodowiecki durch seine Heirat mit einer Angehörigen dieser Kreise viel verkehrte, durchaus preußisch gesonnen war, verweigert der Verfasser.

Ebenso fällt bei der Nennung der Danziger Goldschmiede aus dem 19. Jahrhundert auf, daß der Verfasser besonders solche mit slavischen Namen erwähnt, auch wenn sie nur verhältnismäßig kurze Zeit in Danzig tätig gewesen sind. Dagegen wird die angegebene Danziger Goldschmiedefamilie Stumpf, die seit nahezu 120 Jahren ununterbrochen in Danzig ansässig ist, überhaupt nicht erwähnt!

Abgesehen davon zeigt der Verfasser aber ein gutes Verständnis für die Danziger Kunst, und sein Aufsatz weist besonders viele Bildbeigaben auf, die nach Aufnahmen des künstlerisch begabten Photographen J. Bulhak aus Wilna, der eigens zu diesem Zwecke in Danzig gewesen ist und hier gegen 300 Aufnahmen gemacht hat, hergestellt worden sind.

Wichtig auch für den deutschen Forscher sind die Abbildungen, die dem Abschnitt über das Danziger Kunstgewerbe beigegeben sind. Hier hat der Verfasser selbst Aufnahmen gemacht und zwar von Gegenständen, die sich in polnischen öffentlichen und privaten Besitz befinden, so im Nationalmuseum zu Krakau, dem Gewerbemuseum zu Lemberg, dem Czartoryski-Museum zu Krakau, den Sammlungen des Grafen Potocki zu Krakau u. a. m. Interessant ist auch die Abbildung einer Danziger Dielen-Einrichtung, die sich jetzt im Schlosse der Grafen Potocki in Krzeszowice bei Krakau befindet (S. 419).

[Sztuka i przemysł artystyczny; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i terażniejszość. Lemberg 1928, S. 337 ff.]

(10)

Gumowski, M. Wappen und Siegel Danzigs.

Dieser Aufsatz gibt eine kurze unvollständige Geschichte des Danziger Wappens und der Danziger Siegel, die dadurch besonders auffällt, daß die wichtigen und grundlegenden Arbeiten von A. Warschauer (*Das Wappen und das Banner von Danzig, Danzig 1916*) und C. Kneifsch (*Die Siegel der Stadt Danzig bis zum*

Untergange ihrer Selbständigkeit, Zeitschrift des Westpr. Geschichtsvereins, Heft 47, S. 97 ff.) überhaupt nicht benutzt worden sind! Wie wenig der Verfasser mit der Frage der Wappenfarben vertraut ist, zeigt seine Behauptung, die Danziger Farben seien von Anfang an den polnischen gleich gewesen! (S. 331.)

[Herb i pieczęcie; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i terażniejszość. Lemberg 1928, S. 331 ff.] (6)

Gumowski, M. Danziger Münzen und Medaillen.

Der Verfasser, der als polnischer Numismatiker bekannt ist, bewegt sich hier auf einem ihm vertrauten Gebiete, und daher ist dieser Beitrag auch beachtenswert im Vergleich zu dem vorgenannten. Neben den zahlreichen im Text befindlichen Abbildungen von Danziger Münzen, hat der Verfasser noch zehn Tafeln mit Abbildungen von Danziger Medaillen beigegeben.

[Monety i medale; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i terażniejszość, Lemberg 1928, S. 426 ff, 481 ff.] (11)

Kutrzeba, St. Die freie Stadt Danzig vom rechtlichen Standpunkte aus betrachtet.

Dieser Beitrag des Herausgebers des großen Sammelwerkes über Danzig bedarf mehrerer Ausstellungen. So behauptet Kutrzeba auf S. 191, Wilson habe die Frage des von ihm in seinem 13. Punkte geforderten „freien Zugangs zum Meere“ nicht näher bestimmt: „Es war schwer, dieses Postulat anders zu verstehen, als nur durch die Zuerkennung eines Teils der Meeresküste an Danzig, und zwar Danzigs als des natürlichen Hafens Polens.“

Es ist nicht anzunehmen, daß Kutrzeba, der sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigt hat, die berühmte Unterredung zwischen Wilson und den polnischen Politikern Omowski und Paderewski, die im August 1918 in Washington stattfand, unbekannt geblieben sein sollte. Omowski hat hierüber in seinem bekannten Buche (Polityka polska i odbudowanie państwa, 1. Auflage, Warschau, 1925, S. 389 ff.) mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit berichtet. Und bei Omowski finden wir auch eine authentische Interpretation Wilsons für den von ihm geforderten „freien Zugang zum Meere.“ Wilson glaubte seine Forderung verwirklicht zu sehen, wenn die Weichsel als Schifffahrtsstraße neutralisiert wurde und Polen ein Freihafengebiet in Danzig erhielt. An eine Zuerkennung Westpreußens oder Danzigs an Polen hat Wilson noch während des ganzen Jahres 1918, mindestens aber bis zum November 1918 nicht gedacht.

Der polnischen Agitation gelang es jedoch, nach wirksamster Unterstützung durch den amerikanischen Sachverständigen, Professor Dr. R. S. Lord, Wilson von seinem ursprünglichen Standpunkt abzubringen und für eine Zuerkennung des Korridors und sogar auch Danzigs an Polen zu gewinnen.

In diesem Zusammenhange erwähnt Kutrzeba, daß der Danzig betreffende Abschnitt in der im März 1919 der Friedenskonferenz vorgelegten Denkschrift der polnischen Professoren von Professor Fr. Bujak verfaßt worden ist. Wir werden uns mit dieser außerordentlich tendenziösen und unwissenschaftlichen Arbeit polnischer Gelehrter noch bei einer späteren Gelegenheit beschäftigen.

Wir erfahren ferner die nicht unwichtige Einzelheit, daß bei dem Kampfe, der in Paris im März und Anfang April 1919 zwischen Lloyd George auf der einen, und Wilson und Clemenceau auf der anderen Seite über das Schicksal Danzigs ausgetragen wurde, die Vertreter Polens als eine Konzession das Angebot machten, daß Danzig im Rahmen der polnischen Staatlichkeit eine weitgehende Autonomie zugesichert werden sollte, daß ferner damals wieder von polnischer Seite betont worden ist, daß, wenn Polen über Danzig nicht die Souveränität erhalte, es keine gesicherte Freiheit für seine wirtschaftliche Betätigung haben werde.

Interessant ist auch der Hinweis Kutrzebas darauf, daß die Kommission für polnische Angelegenheiten, an welche die Danziger Frage zurückverwiesen worden war, den einstimmigen Beschluß faßte, daß Danzig ohne jeden Vorbehalt an Polen fallen müsse, und daß die Kommission mit der Berichterstattung über diesen Beschluß beim Obersten Räte ihr englisches Mitglied, Sir William Tyrrel, beauftragte. (Es ist dies der gleiche Diplomat, der vor kurzem zum englischen Botschafter in Frankreich ernannt worden ist.)

In den folgenden Abschnitten dieses Beitrages behandelt Kutrzeba die Vorschriften des Versailler Traktats in Bezug auf Danzig und die vorläufige Verwaltung des Gebiets der Freien Stadt während des Jahres 1920. Hier befindet sich ein eigenartiger Satz, der sicherlich auf einem Versehen beruht, bei unkundigen polnischen Lesern leicht aber eine falsche Vorstellung erwecken könnte. Kutrzeba erwähnt die Übernahme der Verwaltung durch den Senat der Freien Stadt und fährt dann fort: „Es begannen die deutschen und preußischen Beamten, soweit sie nicht die polnische Staatsangehörigkeit¹⁾ erwarben, die Stadt zu verlassen.“ (S. 197.) Gemeint kann natürlich nur sein: soweit sie nicht die Danziger Staatsangehörigkeit erwarben.

Im nächsten Abschnitt wird ausführlich die Verfassung der Freien Stadt behandelt und dann die Vorgeschichte der Konvention vom 9. November 1920, die in Paris zwischen Danzig und Polen abgeschlossen wurde. Hier findet sich die wichtige Mitteilung, daß die Polen schon unmittelbar nach dem 7. Mai 1919 unter Leitung von Kutrzeba ihre Vorarbeiten für diese Konvention begannen, also einen sehr weiten Vorsprung vor Danzig gehabt haben. In dem durch die Polen dem Obersten Räte vorgelegten Entwurf war von ihnen gefordert worden: „Unterhaltung einer polnischen bewaffneten Macht auf dem Gebiete der Freien Stadt Danzig, die notwendig war sowohl zum Schutze Polens als auch Danzigs (!?) und Errichtung von militärischen Befestigungsanlagen auf dem Gebiete der Freien Stadt durch Polen¹⁾.“ (S. 200.) Auf die Frage des polnischen Munitionshafens auf der Westerplatte fällt in diesem Zusammenhange ein eigenartiges Licht!

Die polnischen Forderungen erfuhren dann bekanntlich im Laufe des Jahres 1920 infolge des Eingreifens von englischer Seite eine starke Herabminderung. Am 10. Juli 1920 mußte der polnische Ministerpräsident W. Grabski ein Schriftstück unterzeichnen, durch das die polnische Regierung sich verpflichtete, den vom Obersten Räte festgesetzten Text einer Danzig-polnischen Konvention anzunehmen. Schon am 11. Juli 1920 verlangte der Oberste Rat die Aufnahme von Bestimmungen über einen Hafenausfluß in den Entwurf der Konvention, ferner wurde angeordnet, daß die Zollerhebung auf dem Gebiete der Freien Stadt Danzig zwar nach den polnischen Zollsätzen, aber nicht durch polnische Beamte, wie von polnischer Seite verlangt worden war, sondern durch Danziger Beamte erfolgen sollte. Kutrzeba bemerkt zu dieser, durch den Obersten Rat diktierten Abänderung der polnischen Vorschläge bitter: „Zwar gewährten die im Obersten Räte vertretenen Staaten Polen die versprochene Hilfe (sc. gegen die Bolschewiki) nicht, standen aber trotzdem auf dem Standpunkt, daß die in Spaa übernommenen Verpflichtungen für den polnischen Staat bindend seien.“ (S. 202.)

Im Anschluß an die Pariser Konvention vom 9. November 1920 kam es dann bekanntlich zum Abschluß einer neuen Konvention zwischen Danzig und Polen, die in Warschau am 24. Oktober 1921 unterzeichnet wurde. Zu der Vorgeschichte dieser Konvention äußert sich Kutrzeba: „Die begonnenen Verhandlungen zerfielen nicht in eine Reihe von Einzelverhandlungen, sondern umfaßten die Gesamtheit der Beziehungen, die geregelt werden sollten. Sie dauerten längere Zeit und boten beträchtliche Schwierigkeiten. Sie endeten zum Vorteile Danzigs. Statt die Einzelheiten der besonderen Rechte Polens zu bestimmen, gab Polen durch

1) Von uns gesperrt. (Die Red.)

die unselige Zustimmung, daß die Gesamtheit der Danzig-polnischen Beziehungen Gegenstand der Verhandlungen sein solle, Danzig die Möglichkeit, bei den Verhandlungen auf gleicher Stufe mit Polen zu stehen. Daher stammt bei der letzten Konvention die Abweichung von der Linie, welche ihre Richtung durch den Versailler Traktat und die Pariser Konvention erhalten hatte.“ (S. 205.)

In den darauf folgenden größeren Abschnitten behandelt Kutrzeba die Verfassung der Freien Stadt (S. 206—220), die Freie Stadt und ihre Beziehungen zum Völkerbund (S. 220—227) und den Hafenausschuß (S. 227—238). Am Schlusse dieses letztgenannten Abschnittes stellt Kutrzeba eigenartige Grundsätze auf, für die man in Danzig kein Verständnis haben wird. So erklärt er (S. 238): „Der Hafenausschuß ist verpflichtet, der polnischen Ein- und Ausfuhr größere Erleichterungen zuzuerkennen als derjenigen Danzigs, da diese schon begünstigt ist dank den in Danzig seit langer Zeit ansässigen Kaufleute und Handelshäuser. Wenn es sich um Terrains handelt, die vom Hafenausschuß verpachtet werden, dann müssen der polnische Kaufmann oder das polnische Unternehmen bei gleichen Qualifikationen den Vorrang erhalten gegenüber dem Danziger Kaufmann und dem Danziger Unternehmen“.

Im 5. Abschnitt (S. 239—266) behandelt Kutrzeba das Verhältnis der Freien Stadt Danzig zu Polen. Interessant ist in diesem Abschnitt u. a. die Stellungnahme Kutrzebas zu der Frage der Teilnahme Danzigs an den Tagungen des Völkerbundes. Nach Kutrzeba ist diese Frage nie näher geklärt worden, weder in den Konventionen zwischen Danzig und Polen noch durch Beschlüsse des Völkerbundesrates: „Es ergab sich durch die Praxis, daß in gleicher Weise wie Polen auch Danzig zu den Beratungen des Völkerbundes zugelassen wird, wo sein Vertreter den Danziger Standpunkt vorträgt, mag es sich um Appellationen an den Völkerbundsrat gegen Urteile des Hohen Kommissars handeln, oder um Verhandlungen mit Polen über nicht streitbare Angelegenheiten. Von ihrer juristischen Seite aus erregt eine solche Praxis ernste Bedenken im Hinblick auf die Vorschrift, daß in den internationalen Beziehungen Danzig durch Polen vertreten wird. Die Praxis ist aber angenommen worden und seit der Entstehung der Freien Stadt im Gebrauch“ (S. 242).

Im 6. Abschnitt (S. 266—270) wird der staatsrechtliche Charakter der Freien Stadt behandelt. Hier untersucht Kutrzeba die Frage, ob die Freie Stadt Danzig ein Staat und souverän sei, indem er die Stellungnahme deutscher, polnischer, italienischer und französischer Staatsrechtslehrer anführt und schließlich seinen Standpunkt, der sich mit dem der polnischen Professoren Starzyński und Winiarski deckt, dahin präzisiert, daß Danzig zwar ein Staat aber nicht souverän sei.

[Wolne Miasto pod względem prawnym; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i terażniejszość, Lemberg, 1928, S. 189 ff.] (13)

Kutrzeba, St. Die Freie Stadt Danzig vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet.

Im ersten Abschnitt dieses Beitrages zu dem großen Sammelwerke über Danzig berichtet der Verfasser über die Stellungnahme der europäischen Mächte gegenüber dem Gedanken der Errichtung einer Freien Stadt Danzig. Er weist auf die Tatsache hin, daß der Gedanke, eine Freie Stadt zu schaffen, von Lloyd George und seinen nächsten Ratgebern ausging. Der Anlaß hierzu sei aber nicht, wie vorgegeben wurde, der Wunsch gewesen, zu verhindern, daß das deutsche und vorwiegend protestantische Danzig dem katholischen Polen zugesprochen werde, „denn man beließ doch bei unserem Staate Territorien mit durchaus großen deutschen Minderheiten“ bemerkt Kutrzeba mit wünschenswerter Offenherzigkeit (S. 273).

Die eigentlichen Beweggründe der englischen Politik gliedert Kutrzeba in politische und wirtschaftliche. Auf der einen Seite sei

England bestrebt gewesen, eine allzu starke Vergrößerung der Macht Frankreichs nicht zuzulassen, auf der anderen Seite habe die Absicht bestanden, dem englischen Handel die Möglichkeit zu sichern, möglichst tief in das Innere der Staaten einzudringen: „Danzig als Freie Stadt mit einem Engländer als Kommissar des Völkerbundes sollte als Basis dienen, von der aus der englische Handel nach Polen auf der Eisenbahn oder auf der internationalisierten Weichsel vordringen konnte.“ Diese Bemerkung Kutrzebas ist sehr wichtig, da aus ihr hervorgeht, daß auch die Engländer für die Internationalisierung der Weichsel gewesen sind.

Die Franzosen hätten damals in Paris im Jahre 1919 noch nicht den Wert erkannt, den Polen für sie haben könnte. Sie hätten immer noch darauf gehofft, daß Rußland zur Vernunft komme und bald wieder wie vor dem Kriege die „Reasssekuration Frankreichs gegenüber Deutschland vom Osten her“ sein werde (S. 27). Erst während der Erledigung der obererschlesischen Frage habe Frankreich erkannt, daß Polen der gegebene Ersatz für Rußland sei.

Im zweiten Abschnitt seiner Betrachtungen drückt Kutrzeba seine Verwunderung darüber aus, daß die Bevölkerung der Freien Stadt sich nicht mit der „Freiheit ihres innern pseudo-staatlichen Lebens“ zufrieden gegeben habe, um so mehr, „da die Vereinigung mit Polen in einem Zollgebiet den Danzigern eine glänzende Zukunft sicherte, eine Erneuerung dieser so günstigen Stellung, welche Danzig einst zu Zeiten der ehemaligen Republik Polen hatte“ (S. 275).

Den Grund dafür, daß diese Begeisterung in Danzig nicht eingetreten ist, sieht Kutrzeba in der Tatsache, daß in Danzig nicht die Wirtschaftler zu Worte gekommen seien, sondern die Beamtenkreise. Diese richteten sich nach Preußen-Deutschland, das ein Interesse daran habe, es nicht zu einem einträchtigen Zusammenleben zwischen Danzig und Polen kommen zu lassen.

Möglich sei diese Haltung Danzigs geworden, weil Polen eine ungleichmäßige Politik Danzig gegenüber befolgt habe. Anfangs habe man in Polen geglaubt, Danzig durch Entgegenkommen gewinnen zu können, dann sei man ins Gegenteil umgeschlagen und habe wirtschaftliche Repressivmaßnahmen angewendet. Und die von unverantwortlichen polnischen Stellen ausgesprochenen Drohungen gegen Danzig seien von der deutschen Propaganda aufgebauscht und besonders in England gegen Polen ausgespielt worden.

Auch der Völkerbund habe in dem ersten Stadium eine polenfeindliche Politik betrieben, indem er jede Gelegenheit benutzte, Polens Rechte in Danzig einzuengen und dafür seine eigenen Kompetenzen zu erweitern. Ferner habe er Danzig in seinen Bestrebungen, sich von Polen möglichst unabhängig zu machen, ermutigt.

Seit dem Jahre 1925 sei hier ein Wandel zu beobachten, und zwar sei dieser in Erscheinung getreten bei der Frage der Bestimmung des staatsrechtlichen Charakters der Freien Stadt und bei dem Briefkastenstreit: „Es war eine Abschwächung in der Interessiertheit Englands für die Danziger Frage zu beobachten. England unterstützte von nun an nicht mehr so energisch wie früher im Völkerbundsrat die politischen Präntensionen Danzigs, zeigte sich sogar bereit, auf den Posten des Völkerbundkommissars, als seine Domäne, zu verzichten, so daß ein Holländer ihn einnehmen konnte“ (S. 279).

Die Gründe für die Schwenkung Englands sieht Kutrzeba wieder wie vorhin auf wirtschaftlichem und auf politischem Gebiete: „England täuschte sich in seiner Annahme von der Bedeutung der Freien Stadt als wichtigen neuen Stützpunktes für seine Handelstätigkeit im Ostseegebiet“ (S. 280).

In politischer Hinsicht kann man nach Meinung Kutrzebas seit 1925 „wenn auch nicht eine auffallende Wendung, so doch mindestens eine gewisse Abschwächung in der vorher unfreundlichen Haltung Englands gegenüber Polen beobachten“ (S. 280). Im Jahre 1927 habe die englisch-polnische Annäherung noch Fortschritte gemacht.

Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund habe aber Danzig die Möglichkeit gegeben, seine Klagen und Streitsachen auf diese Weise wieder wirksam vor dem Völkerbund vertreten lassen zu können. Im Anschluß hieran meint Kutrzeba, der „krankhafte Zustand“ der Danziger Frage sei nur ein Teil der krankhaften internationalen Beziehungen in Europa. Polen werde um so eher im Stande sein, diesen krankhaften Zustand zu heilen, je mächtiger und angesehenener es in Europa sein werde und um so vorteilhafter es infolgedessen seine Beziehungen zu den europäischen Staaten, insbesondere zu England und Deutschland, gestalten werde.

Der Verfasser schließt seine Ausführungen mit dem vielversagenden Satze, der fast an die delphischen Orakelsprüche erinnert:

„Die Therapie der internationalen Stellung Polens wird von sich aus die Danziger Schmerzen lindern oder vertreiben“ (S. 281).

Das dürfte in einfaches Deutsch übertragen heißen: Ist Polen erst stark genug, um dem Völkerbunde trotzen zu können, dann wird es den „krankhaften Zustand“ der Danziger Frage selbst zur Heilung bringen, d. h. dann wird Polen mit der Selbständigkeit Danzigs so umgehen, wie es dies seinen Zwecken für angemessen hält. Die Operation wird gelingen, nur wird der Kranke sie nicht überleben.

[Wolne miasto pod względem politycznym; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i teraźniejszość. Lemberg, 1928, S. 272 ff.] (14)

Przybyszewski, St. Über das Polentum in Danzig.

Dieser Beitrag des im vorigen Jahre verstorbenen Schriftstellers und Dichters erinnert stark an die im letzten Heft der „Ostland-Berichte“ mitgeteilten Aufzeichnungen. Przybyszewski berichtet hier, er habe in Danzig unter den wenigen der Intelligenz angehörigen Polen neben den Ärzten Dr. Kubacz und Dr. Panecki vor allem eine Persönlichkeit angetroffen, die durch ihre „fanatische Liebe zu Polen“ für immer in seiner Erinnerung haften werde: „Czyżewski, der mir bewies, daß Polen bis nach Stettin und Stralsund in Preußisch-Pommern reicht und mir erzählte, daß er dort überall auf Spuren uralten Polentums gestoßen sei“ (S. 477).

Im Anschluß hieran erklärt Przybyszewski, er habe sich in Danzig überzeugt, „da dieses kaschubische Volk Katholizismus und Polentum identifiziert und einen Polen von einem Deutschen nur mit Hilfe des Ausdrucks „Deutsch-Katholik“ unterscheidet — und von diesen Deutsch-Katholiken, sehr oft verbissenen Feinden des Polentums, gibt es in Danzig leider sehr viele — und was noch schlimmer und leider auch noch schmerzlicher ist, das ist der Umstand, daß diese „Deutsch-Katholiken“ Renegaten, verpreußte Polen sind, verpreußt hauptsächlich durch ihre Eltern“ (S. 477).

Przybyszewski bemerkt ferner, er habe auf seinen Wanderungen durch Danzig die Namensschilder studiert und die Zahl „der uns gestohlenen und vergewaltigten polnischen Seelen auf mindestens 30 % der Gesamtbevölkerung“ berechnet (S. 478). „Und in dieser Richtung müßte Polen alle seine Kräfte anspannen und diese vergewaltigten polnischen Seelen zurückgewinnen, die unter der Androhung der materiellen Bedrückung aus dem Gleichgewichte des allerheiligsten Gebotes, nämlich der nationalen Überzeugung, gebracht worden sind. Und in dieser Hinsicht ist die (polnische) Eisenbahndirektion in Danzig ein wirklicher übermächtiger Stützpunkt des Polentums in Danzig¹⁾ geworden“ (S. 478).

[O polskości w Gdańsku; in Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość in teraźniejszość. Lemberg 1928, S. 477 ff.] (15)

1) Von uns gesperrt. (D. Red.)

Grificz, B. Die Abstimmung in Ost- und Westpreußen und ihre Folgen.

In der Einleitung behauptet der Verfasser, das vom Deutschen Orden im 13. Jahrhundert eroberte Gebiet sei nicht von Deutschen bewohnt gewesen, sondern „der ganze Süden“ von Polen, das Zentrum und der Norden von den Preußen und der Nordosten durch die Litauer, deren Reste man in einzelnen Kreisen bei Tilsit vorfinden könne. Diese Ausführungen zeigen, daß dem Verfasser die historischen Grundlagen der Masuren- und Litauerfrage in Ostpreußen völlig unbekannt geblieben sind. Ebenso erstaunlich ist die Behauptung des Verfassers: „Noch heute spricht in dem ganzen Südosten von Ostpreußen, dem sogenannten Masuren, die Bevölkerung polnisch und versteht teilweise sogar überhaupt nicht deutsch“ (S. 37/38).

Aber die „siebenhundertjährige Knechtschaft“ und der Übergang zum Protestantismus hätten die Masuren geistig vom Mutterstamme losgerissen. „Der Mangel eines historischen Zusammenhanges mit dem Rest des polnischen Volkes und vor allem die Kirche, an deren Spitze der preußische König stand,“ hätten bewirkt, daß der „sogenannte ostpreußische Masur, der sich ethnographisch in keiner Weise von dem masurischen Bauern in der Umgegend Warschaus unterscheidet, obwohl er ein richtiges Polnisch spricht, aufgehört hat, sich als Pole anzusehen“ (S. 38).

Verfasser unterscheidet drei Gruppen polnischer Bevölkerung in Ostpreußen (er meint aber Ostpreußen und den heutigen Regierungsbezirk Westpreußen): Die Ermländer, die Powislanen (Bewohner der Kreise Marienwerder, Marienburg, Stuhm und Rosenberg), die beide katholisch sind und die protestantischen Masuren.

Trotz allen Abgängen rechnet der Verfasser noch heute im Erm-land 40—45 000 Polen, im Weichselgebiet etwa 20 000 Polen, von denen drei Viertel im Kreise Stuhm wohnen. Für Masuren gibt er keine Zahlen an, zitiert dafür aber einen aus dem Jahre 1925 oder 1926 stammenden Aufsatz des Lehrers Ruchacz in der „Lehrzeitung für Ostpreußen“, der hier behauptet habe, 80 % der ländlichen Bevölkerung in Masuren sei polnischer Abstammung und bediene sich fast ausschließlich der polnischen Sprache, und in Ortschaften unter 1000 Einwohnern könnten von den in die Schule eintretenden Kindern über 50 % kein einziges Wort Deutsch! (S. 40.)

Auf die Volksabstimmung und ihre Vorgeschichte eingehend sucht Grificz den Mißerfolg der Polen auf die verschiedenste Weise zu erklären. Während der Präsident der Interalliierten Kommission in Marienwerder, der italienische General Pavia, den Polen jeden Schutz und jede Unterstützung, besonders in der Frage des Schulwesens, habe zuteil werden lassen, sei der Engländer Rennie, der Präsident der Interalliierten Kommission in Allenstein, eine Marionette in den Händen des deutschen Kommissars, des Freiherrn v. Gayl gewesen. „Alle Anordnungen des Präsidenten Rennie waren verkappte Verfügungen des Freiherrn v. Gayl, der höflich und zuvorkommend (der Preuße versteht höflich zu sein, wenn das Geschäft es so verlangt) überall dabei war und mit allen redete, und Herr Rennie deckte ihn mit seinen Schultern“ (S. 48). So sei es gekommen, daß General Pavia in dem ihm unterstehenden Gebiet in der Zeit vor der Abstimmung den polnischen Sprachunterricht in 40 staatlichen Schulen bei einer Beteiligung von 2000 Kindern eingeführt habe, während man im Allensteiner Abstimmungsgebiet nur 17 polnische Privatschulen mit 976 Schülern habe errichten können, und kurz vor der Abstimmung in 12 staatlichen Schulen polnischer Sprachunterricht für 878 Kinder eingerichtet worden sei (S. 48/49). Als äußere Ereignisse hätten der polnisch-russische Krieg, der polnische Rückzug und der Sturz der polnischen Mark sehr ungünstig für Polen auf die Volksabstimmung eingewirkt.

Nach der Volksabstimmung habe eine wilde Auswanderung von Polen aus West- und Ostpreußen nach dem polnischen Staatsgebiete hin eingesetzt, deren zahlenmäßiger Umfang sich genau nicht berechnen lasse. Verfasser gibt als annähernde Zahlen der polnischen Auswanderer an: für Ermland 3000, für Masuren 1000 und für das Weichselgebiet 5000, zusammen also etwa 9000 Menschen.

Fraktur = Bericht.

Antiqua = wörtliche Übersetzung des polnischen Textes.

Formelle Optionsanträge seien in Marienwerder 700 für 2296 Personen, in Allenstein dagegen für 530 Familien gestellt worden. Die größten Verluste durch Abwanderung habe das Polentum in den Kreisen Rosenberg, Marienwerder und Marienburg erlitten, wesentlich geringere dagegen im Ermland: „hier hat trotz der Abwanderung nach Polen dank der Verstärkung des nationalen Gefühls bei den Ermländern das polnische Element seinen Standpunkt behauptet“ (S. 52). Diese Behauptung widerlegt der Verfasser allerdings ungewollt bald darauf durch seine Zahlenangaben.

Wenn auch aus den von Grificz angeführten Zahlen hervorgeht, daß in den Kreisen Köffel, Allenstein Stadt, Allenstein Land bei der Volksabstimmung 5971 Stimmen für Polen abgegeben wurden, während die Reichstagswahlen vom 4. Mai 1924 die erstaunliche Zahl von 8126 polnischen Stimmen brachten, so muß der Verfasser aber auf der gleichen Seite (52) zugeben, daß bei den noch im gleichen Jahre (7. Dez. 1924) erfolgten Neuwahlen die polnischen Stimmen in den gleichen Kreisen noch nicht einmal 4000 erreichten!

Während der Verfasser noch kurz vorher eine „Verstärkung des nationalen Gefühls“ bei den Ermländern rühmen zu müssen geglaubt hatte, klagt er eine Seite weiter — im Anschluß an das Wahleresultat vom 7. Dezember 1924 über das „noch schwache nationale Bewußtsein“ bei ihnen!

[Plebiscyt wschodnio-pruski i jego skutki; in: Polska Zachodnia (Jahrbuch des Westmarkenvereins), Jahrgang I (Posen 1926), S. 37 ff.] **(24)**

Das schwindende Deutschtum in Polen.

In der nationaldemokratischen Zeitschrift „Mysł Narodowa“ behandelt B. Bator im Rahmen eines größeren Aufsatzes in dessen erstem Abschnitt, der die bezeichnende Überschrift „Das verschwindende ethnographische Mosaik“ trägt, das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Deutschen und Polen in Pommerellen und Posen. Die polnische Geburtenzahl sei nicht viel niedriger als die reichsdeutsche, und der natürliche Zuwachs (450 000 Köpfe) sei auf dem Wege der Gleichstellung mit dem reichsdeutschen: „Unsere Jugend bis zum 21. Lebensjahr wird im Jahre 1928 auf 15 Millionen Köpfe angewachsen sein und dadurch zwei Drittel der Zahl der reichsdeutschen Jugend betragen. Nach 12 Jahren wird das gleiche Verhältnis in der erwachsenen Generation bestehen und dann wird Polen hinsichtlich seiner physischen Kräfte an vierter Stelle hinter Rußland, Deutschland und Italien stehen.

Mit der gleichen Schnelligkeit ändert sich im Lande das Gleichgewicht zwischen der einheimischen und der zugewanderten¹⁾ Bevölkerung. Eine Zusammenstellung der Prozentzahlen der katholischen Bevölkerung im Jahre 1921 mit den Prozentzahlen der katholischen Kinder, die in den letzten Jahren geboren worden sind, ergibt:

	1921	1927
Pommerellen	79	95
Posen	83	95
Oberschlesien	93	96
Kleinpolen	90	93

Nach der Bevölkerungsaufnahme von 1921 hat die Auswanderung des deutschen Elements noch fortgedauert, wodurch dieses in Pommerellen und Posen auf einige 9 % herabgemindert wurde. Außerdem aber ist die junge deutsche Generation zweimal weniger zahlreich als die polnische. Und wenn diese also heranwächst, sinkt das fremde Element zu einer kleinen Zahl, sowohl im Westen, wie auch im Süden Polens hinab. Das ethnographische Mosaik verschwindet sogar von dem Antlitz unserer Erde in den Gegenden, wo Juden und Deutsche nicht zahlreicher abwandern als Polen Überall gewinnt die wurzelechte und eingeborene Bevölkerung die Überhand über die eingewanderte auf dem Wege eines beträchtlich schnelleren Bevölkerungszuwachses.“

1) Damit meint Verf. die seit Jahrhunderten angefess. deutsche Bevölkerung.

Wenn auch die Zahlenangaben des Verfassers sicherlich übertrieben sind, so berühren seine Ausführungen doch ein leider sehr ernstes Problem des Deutschtums in den früher deutschen Provinzen Westpreußen und Posen.

[Droga do równowagi stałej; in: „Myśl Narodowa“, Jg. 8, Nr. 8 (2. März 1928), S. 83.] **(18)**

Der polnische Westmarkenbund.

In der polnischen Zeitung „Rzeczpospolita“ wirbt der Vorsitzende des Warschauer Zweigvereins, Dr. W. Stefański, für den „Bund zum Schutze der Westmarken“ (in Polen nach den Anfangsbuchstaben *J. O. K. J.* genannt), indem er darauf hinweist, daß der deutsche Ostmarkenverein über eineinhalb Millionen Mitglieder zähle und von der Regierung und der Bevölkerung eifrig unterstützt werde. Im Anschluß hieran gibt der Verfasser einige interessante Daten über den polnischen Westmarkenbund. Der Bund zerfällt in vier Kreise: Posen, Pommerellen, Schlesien und Mitte, der die übrigen Wojewodschaften umfaßt.

Die Gesamtmitgliederzahl beträgt 23 498 Personen, von denen 6071 auf den Kreis Posen mit 97 Unterkreisen entfallen, 3215 auf den Kreis Pommerellen mit 51 Unterkreisen, 10 578 auf den Kreis Schlesien mit 194 Unterkreisen und endlich 3627 auf den Kreis Mitte mit 40 Unterkreisen.

Verfasser mahnt die polnische Öffentlichkeit zu stärkerer Teilnahme an den Bestrebungen des Westmarkenbundes und nennt als dessen wichtigste Aufgaben:

„Staatsangehörigkeits- und Optantenfrage, die nicht erledigt worden ist trotz den Bestimmungen des Versailler Traktats; die gegenwärtig vollkommen von Berlin abhängige Frage der unierten Kirche; die Einflüsse Danzigs auf Pommerellen; die deutschen Revisionstendenzen betreffend das ostpreußische Problem; die Liquidation des deutschen Vermögens und der annullierten Ansiedlungen; die Registrierung der während des Krieges und der deutschen Okkupation entstandenen Schäden, betreffend derer der Westmarkenbund schon 11 000 Beschwerden eingereicht hat; die Einflüsse der in deutschen Händen befindlichen oberschlesischen Industrie; die Tätigkeit des Volksbundes; der Handelsvertrag mit Deutschland; die Organisation von Ausflügen von einem ehemaligen Teilgebiet in das andere; die kulturelle Fürsorge für die Polen in Deutschland und endlich die sich von Jahr zu Jahr glänzend entwickelnden Ferienkolonien für Kinder aus Deutschland, Danzig (!) und Oberschlesien, von denen man im vergangenen Jahre 11 266 untergebracht hat.“

Dieses Aktionsprogramm des polnischen Westmarkenbundes wird hier mit Absicht wörtlich wiedergegeben, da es deutschen Organisationen Fingerzeige für die Richtung einer Abwehr oder einzuleitenden Gegenbewegung geben kann.

[Związek obrony kresów zachodnich; in: Rzeczpospolita, Nr. 24 (24. I. 1928).] **(23)**

Dewey, Ch. S. Die Handelsbilanz Polens.

Der amerikanische Finanzberater in Polen veröffentlicht in dem amtlichen Organ des polnischen Ministeriums für Handel und Gewerbe in polnischer Übersetzung einen Aufsatz, der wegen der Persönlichkeit des Schreibers Beachtung verdient.

Um ein klares Bild über die polnische Handelsbilanz zu gewinnen, zieht Dewey einen Vergleich zwischen den 12 Monaten der größten Einfuhr (Juli 1924 — Juni 1925) mit dem ganzen Jahr 1927. Während der erste Zeitraum eine Einfuhr im Werte von 1814 Millionen Goldfranken und eine Ausfuhr im Werte von 1238 Millionen Goldfranken aufwies, wodurch sich ein Einfuhrüberschuß von 576 Millionen Goldfranken ergibt, sind die entsprechenden Zahlen für das Jahr 1927 in der gleichen Währung 1680 (Einfuhr), 1459 (Ausfuhr), 221 (Einfuhrüberschuß). Die wichtigsten Einfuhrgegenstände waren Rohstoffe, Maschinen und

Werkzeuge. Dewey erklärt aber: „Die Bereitwilligkeit fremden Kapitals zur Kreditgewährung hängt nicht so sehr von den Zahlen des polnischen Außenhandels ab als von dem Charakter seiner Einfuhr. Neben der Einfuhr für Produktionszwecke finden sich immer Einfuhrpositionen für Konsumtionszwecke, deren Verhältnis zur produktiven Einfuhr das wichtigste Moment ist“ (S. 334).

Die Einfuhr müsse sich in erster Linie auf Waren beschränken, welche die Produktion vergrößern und zum Aufbau des Landes beitragen könnten. Beim Vergleiche der beiden 12-Monate-Zeiträume sei zu beobachten ein Sinken der Einfuhr von Lebensmitteln um 17 %, bei andern Waren um 49 %, eine Steigerung der Einfuhr dagegen um 28 % bei Rohstoffen und Halbfabrikaten und um 19 % bei Maschinen. Nach der Meinung von Dewey bewegt sich das Ein- und Ausführverhältnis Polens schon in der von ihm bezeichneten erwünschten Richtung:

„Das Jahr 1926 brachte für Polen eine aktive Handelsbilanz, die sich in einer Summe von über 400 Millionen Goldfranken ausdrückt. Diese Situation ist durch zwei Momente bewirkt worden: Durch die von der Regierung veranlaßten Einfuhrbeschränkungen und die Verminderung der Kaufkraft des Landes. Auf der andern Seite war die Kohlenausfuhr beträchtlich vermehrt infolge des Kohlenstreiks in England. Wenn nicht dieser günstige Zufall eingetreten wäre, so wäre die Handelsbilanz infolge der Verluste bezüglich der Ausfuhr nach Deutschland nicht so gut gewesen. Im Jahre 1924 gingen 43 % der Ausfuhr aus Polen nach Deutschland, und der Handelsverkehr mit andern Staaten des Westens war unbedeutend. Anfang 1925 begann infolge von Zollstreitigkeiten die Ausfuhr nach Deutschland sich zu vermindern, und 1926 betrug sie nur 25 % der Gesamtsumme.

Zu dieser Zeit belebte sich jedoch der Handel mit andern Staaten, und die Verluste, welche durch die Verminderung der Ausfuhr nach Deutschland hervorgerufen worden waren, wurden kompensiert“ (S. 334/335).

Zusammenfassend erklärt Dewey: „Bei der Analyse des polnischen Außenhandels muß man folgende Momente berücksichtigen:

1. Polen hat große materielle Verluste erlitten, die zum Teil durch Ankäufe im Auslande gedeckt werden müssen, und daher ist eine negative Handelsbilanz in größerem oder geringerem Maße in nächster Zukunft möglich;

2. so lange wie die Zufuhr nach Polen die Tendenz zeigen wird, die Einfuhr von Artikeln für produktive Zwecke zu vermehren, die später auf die Vermehrung der Produktion und des Reichtums des Landes einwirken werden, wird eine negative Handelsbilanz in mäßigen Grenzen ohne Gefahr für die Festigkeit der Währung dank den Zuflüssen aus der Stabilisierungsanleihe finanziert werden können.

Eine Negativität der Handelsbilanz war schon vorausgesehen und in Betracht gezogen worden zur Zeit der Verhandlungen über eine Auslandsanleihe. Eine Verwendung eines Teils der Eingänge aus dieser Anleihe für die Deckung der negativen Handelsbilanz zeigt sich augenfällig in den Bilanzen der „Bank Polski“ durch eine zeitweilige Verringerung ihrer Auslandsreserven. Die „Bank Polski“ wäre die erste Institution, welche Alarm rief, wenn das Defizit der Handelsbilanz einen Umfang erreichte, der eine Gefahr für die Festigkeit der Valuta bedeutete“ (S. 335).

[Bilans handlowy Polski; in: „Przemysł i handel, rolnictwo, finanse, komunikacje“, Jahrgang 9, Heft 9 (25. Februar 1928), S. 333 ff.] (21)

Siebeneichen, A. Das Wirtschaftsleben der Freien Stadt Danzig.

Dieser Beitrag zu dem großen von Professor Kutrzeba herausgegebenen Sammelwerk über Danzig ist um so mehr bemerkenswert, als der Verfasser, der als Abteilungsdirigent im polnischen

Ministerium für Handel und Gewerbe tätig ist, schon seit mehreren Jahren die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Polen und Danzig bearbeitet und auch schon mehrfach Abkommen, die auf diesem Gebiete zwischen Danzig und Polen zu Stande gekommen sind, vorbereitet und abgeschlossen hat. Der Aufsatz von Dr. Siebeneichen gibt also die polnische amtliche Auffassung wieder. Bei der großen Bedeutung, die ihm daher zuzuschreiben ist, dürfte eine ausführliche Behandlung am Platze sein, die aber in einem anderen Rahmen erfolgen soll. Hier seien nur einige Einzelheiten herausgehoben und kurz besprochen.

Nach einer kurzen Einleitung behandelt der Verfasser in vier großen Abschnitten die Finanzen, die Landwirtschaft, die Industrie und den Überseehandel Danzigs und schließt mit einer Charakteristik der Danziger Kaufmannschaft und allgemeinen Bemerkungen. Am Schlusse der Einleitung bemerkt der Verfasser, daß der Handel eine ungleich größere Zukunft in Danzig habe als die Industrie, „die künstlich durch Deutschland in ihrer Entwicklung zum Zwecke der Verstärkung des deutschen Elements in Danzig gefördert“ worden sei, und die deshalb während der Krisis nach den Zeiten der Inflation sich nicht habe behaupten können. „Nicht wenig trug hierzu bei die Frage der Einführung einer besonderen Valuta in Danzig, wodurch die Danziger Industrie gezwungen wurde, ihre Erzeugnisse fast ausschließlich gegen fremde Valuta abzusetzen, da das Danziger Gebiet mit seinen kaum 400 000 Einwohnern keinen Markt bieten kann, der geeignet wäre, die eigene Industrie zu stützen“ (S. 286).

Diese eigene Danziger Valuta, deren Einführung in Danzig sich Siebeneichen im nächsten Abschnitte zuwendet, ist ihm offensichtlich ein Dorn im Auge; sie ist nach der Behauptung des Verfassers letzten Endes an allen Wirtschaftsnöten, von denen Danzig betroffen ist, schuld. Einen zweiten Grund für die Wirtschaftsnöte sieht Siebeneichen in der Unausgeglichenheit des Budgets. Und diese kommt seiner Meinung nach in erster Linie dadurch zu Stande, daß Danzig zu viele Beamte habe, die außerdem zu hoch (dreimal so hoch als die polnischen) bezahlt seien. Siebeneichen verweist auf eine Arbeit von A. Repeczko, der festgestellt habe, daß die Besoldungen der Beamten und Angestellten 38,07 % der gesamten Ausgaben in Anspruch nehmen und bemerkt dazu: „Diese Ziffer bringt die Überbelastung Danzigs infolge der übermäßigen Beamtenschaft zum Ausdruck. Diese ist hervorgerufen worden durch die planmäßige Politik des Danziger Senates, das deutsche Element in Danzig durch zugewanderte Leute, die sich aus Deutschland rekrutieren, zu stärken“ (S. 299).

Daß der Verfasser, um diese These zu erhärten, auch vor phantastischen Zahlen nicht zurückschreckt, zeigt die Tatsache, daß er allen Ernstes behauptet, für die Dienststreifen der Polizeioffiziere seien gegen 200 000 Gulden im Etat vorgesehen! Er bemerkt hierzu: „Es wäre interessant zu untersuchen, wie diese „Reisen“ in Wirklichkeit aussehen“ (S. 300). In Wirklichkeit beträgt dieser Posten, in den aber die gesamten Dienststreifen aller Kriminalbeamten einbegriffen sind, höchstens ein Drittel der genannten Summe.

Die Danziger Landwirtschaft und Industrie arbeiten nach der Meinung des Verfassers unrentabel. Die Landwirtschaft leidet unter der scharfen Konkurrenz der billigen polnischen Erzeugnisse und ist zudem kaum im Stande, ein Drittel des Bedarfs im eigenen Lande zu befriedigen.

Zeichen des Aufschwunges und des Wohlstandes dagegen glaubt der Verfasser im Überseehandel beobachten zu können. Hier verfällt er aber in den Fehler, daß er die Zunahme des Schiffsverkehrs nach Tonnen gerechnet als Stütze für seine These heranzieht. Ganz abgesehen davon, daß der Warenwert einzig und allein ein richtiges Bild bieten kann, muß betont werden, daß die für den Danziger Kaufmann eigentlich gewinnbringende Einfuhr im Jahre 1926 fast nur noch halb so groß ist wie in den Jahren 1912/13. (S. 314/315.)

Unter den Ausfuhrartikeln ist mit Ausnahme der später zu besprechenden Kohle nur noch Holz stark gestiegen. Einer durchschnittlichen Ausfuhrmenge von 258 959 t in den Jahren 1911—1913

stand im Jahre 1926 die respektable Zahl von 1 389 033 t gegenüber.

Dagegen aber ist die Getreideausfuhr von 440 000 t im Jahre 1912 auf 187 804 t im Jahre 1925 zurückgegangen, wies aber für 1926 schon eine beträchtliche Besserung (nach Siebeneichens Angaben 268 437 t) auf. Wichtig, wenn auch bekannt, ist der Hinweis Siebeneichens darauf, daß ein Drittel der im Jahre 1912 aus Danzig exportierten Getreidemengen aus Rußland stammte.

Ein ähnliches Bild ergibt sich beim Zucker, dessen Ausfuhrziffer im Jahre 1912 sich auf etwa 428 000 t belief, im Jahre 1926 nur 181 092 t erreichte. Auch hier hat sich der wegfallende Anteil Rußlands, das im Jahre 1911 sogar 72 % des ganzen durch den Danziger Hafen gehenden Zuckers lieferte, sehr empfindlich bemerkbar gemacht.

Ein eigenartiges Bild bietet der Kohlenverkehr. Während Danzig vor dem Kriege eine beträchtliche Kohleneinfuhr, vor allem aus England (1911/13 waren es jährlich durchschnittlich 210 000 t), aufzuweisen hatte, hörte diese nach dem Kriege bis auf ein Geringes nahezu vollständig auf, um bald einer Kohlenausfuhr Platz zu machen. Deren Ursprung führt Siebeneichen auf die Tatsache zurück, daß Deutschland den polnischen Kohlen seit 1925 den Zugang versperrte, die sich daraufhin andere Absatzmärkte suchen mußten. Den wichtigsten Grund für den Aufschwung der polnischen Kohlenausfuhr — den englischen Kohlenarbeiterstreik — erwähnt der Verfasser merkwürdigerweise gar nicht (S. 320). Die polnische Kohlenausfuhr, die im ersten Halbjahr 1925 nur 16 138 t betragen hatte, stieg im 2. Halbjahr auf 601 868 t und erreichte im 1. Halbjahr 1926 mit 1 281 326 t die doppelte Höhe, um sich im 2. Halbjahr 1926 wieder fast zu verdoppeln (2 134 621 t). Die Zahlen für 1927 hat der Verfasser noch nicht angegeben.

Eine ähnliche Umstellung wie bei der Kohle ist auch bei den Mineralölen vor sich gegangen. Vor dem Kriege wurden diese nach Danzig, aus Amerika und Rußland eingeführt; die durchschnittliche Einfuhrmenge habe 44 352 t in den Jahren 1911/13 betragen. Seit 1921 werden Mineralöle über Danzig ausgeführt und zwar stieg die Ausfuhrmenge von 51 982 t (im Jahre 1921) auf 159 028 t im Jahre 1926.

In den Schlußbemerkungen zu dem Abschnitt über den Seehandel Danzigs muß Siebeneichen selbst zugeben, daß die gegenwärtige Ausfuhr die Einfuhr bei weitem übertrifft, er bestreitet aber, daß diese Erscheinung als ungünstig bezeichnet werden müsse, da auch in anderen Häfen z. B. Hamburg, Königsberg und Stettin keine Angleichung der Ausfuhr an die Einfuhr vorhanden sei. Siebeneichen übergeht aber die sehr wichtige Tatsache, daß die für den Danziger Kaufmann vor dem Kriege so gewinnbringende Einfuhr der verschiedensten Handelswaren so unverhältnismäßig stark zurückgegangen ist.

Der vermehrte Hafensverkehr täuscht, wenn man lediglich die Tonnenzahlen betrachtet, leicht eine Scheinblüte vor, und es ist doch nicht ganz „eine Ironie, von irgend einem Niedergang des Danziger Hafens zu sprechen, der hervorgerufen sei durch eine Einbeziehung in das polnische Wirtschaftsgebiet“ (S. 322). Jeder Danziger Kaufmann wird bestätigen, daß es unbedingt ein Nachteil, und zwar ein sehr fühlbarer, für das Danziger Wirtschaftsleben ist, daß Danzig ausschließlich in das polnische Wirtschaftsgebiet eingeschlossen ist. Dadurch bleiben ihm das litauische und das sowjetrussische Wirtschaftsgebiet, die beide für die Danziger Ein- und Ausfuhr vor dem Kriege eine sehr wichtige Rolle gespielt haben, so lange verschlossen, als Polen nicht zu einer wirtschaftlichen Verständigung mit beiden Staaten gelangt.

Bis dahin ist auch alle Zukunftsmusik, die der Verfasser so reichlich und verlockend ertönen läßt, zwecklos, und es bleibt vorläufig nichts als leere Phrase, wenn der Verfasser erklärt, „die glänzende Entwicklung des Danziger Hafens ist eine so sichere Tatsache, daß Danzig mit dem größten Optimismus in die Zukunft blicken kann“ (S. 322). Es wäre erwünscht gewesen, wenn der Verfasser sich in diesem Zusammenhang über das Problem Ödinger geäußert hätte, aber bezeichnenderweise wird in dem ganzen Aufsatz der Hafen von

Gdingen überhaupt nicht erwähnt. Dagegen erklärt der Verfasser: „Der Danziger Hafen ist ein sehr wichtiger Faktor im polnischen Wirtschaftsleben und daher mit Polen durch unzerreißbare Fäden der gemeinsamen ökonomischen Abhängigkeit verbunden“ (S. 323).

Die Ausführungen des Verfassers in dem Abschnitt über die Danziger Kaufmannschaft erwecken an manchen Stellen geradezu den Eindruck der Ironie, so z. B. wenn gesagt wird, daß die Erschwerungen, welche die polnische Regierung dem Handelsverkehr mit dem Auslande auferlegt habe, für den Danziger Kaufmann „sehr unsympathisch“ hätten sein müssen (S. 324). Der Verfasser hätte den richtigen Ausdruck gefunden, wenn er gesagt hätte, daß diese Maßnahmen für manche Handelszweige geradezu den Ruin bedeuten.

Auf der gleichen Seite glaubt der Verfasser, der Danziger Kaufmannschaft Rückständigkeit vorwerfen zu müssen, „die in einem Mangel an Initiative zum Ausdruck kommt, wo es sich um neue Handelszweige, das Aufsuchen neuer Absatzmärkte für die polnischen Waren usw. handelt. Dies zeigt sich z. B. bei dem Kohlenexport, der sich geradezu über die Köpfe der Danziger Kaufleute hinweg vollzieht, die sich mehr dafür interessieren, weiterhin englische und westfälische Kohle zu importieren“ (S. 324/325). Diese Äußerung wird in den Kreisen der Danziger Kaufleute, welche die besonderen Bedingungen, unter denen sich der polnische Kohlenexport vollzieht, kennen, sicherlich nur Bestreben hervorrufen¹⁾.

Zum Schlusse finden sich dann wieder die üblichen rosigten Ausblicke in die Zukunft. Der Verfasser glaubt, dem Danziger Handel nur die besten Aussichten versprechen zu können, denn „die Anpassung an die neuen Bedingungen (wahrscheinlich meint der Verfasser die Einfuhr- und Ausfuhrerschwerungen und neuerdings die Valorisation der Zölle!), und die engere Knüpfung der Bande, welche ihn mit Polen verbinden, sichert ihm (dem Danziger Handel) eine günstige Entwicklung für die Zukunft“ (S. 325).

Gleichsam mit einer Apotheose schließt der sehr beachtenswerte Aufsatz dieses hohen polnischen Ministerialbeamten:

„Viele Jahrhunderte hindurch blühte und bereicherte sich Danzig, indem es seine Lebensäfte aus dem reichen Gebiet des ungeteilten Polens schöpfte. Und heute, da es sich von neuem in einer ähnlichen Lage befindet, wird es wachsen und sich entwickeln, indem es die Fäden, die es mit dem wiederauferstandenen Polen verknüpfen, verstärkt. Dieses Polen eilt mit schnellen Schritten der Wiedervereinigung seiner machtvollen Stellung zu, welche es in den „goldenen Zeiten“, die in gleicher Weise günstig für es selbst wie auch für den Danziger Hafen waren, innegehabt hat“ (S. 326).

[Siebeneichen, A. Życie gospodarcze Wolnego Miasta Gdańska; in: Kutrzeba, St., Gdańsk, przeszłość i terażniejszość. Lemberg 1928, S. 282 ff.] **17)**

Hafen- und Warenverkehr in Gdingen in den Jahren 1926 und 1927.²⁾

	1926	1927
Ein- und ausgegangene Schiffe	605	1 068
Tonnage in Netto-Reg.-To.	402 865	814 141
Kohlenausfuhr	395 761 t	880 241 t
Sonstige Ein- und Ausfuhr	8 857 t	15 541 t

¹⁾ Vgl. hierzu die Äußerungen des polnischen diplomatischen Vertreters in Danzig, H. Strasburger, in „Baltischer Almanach für das Jahr 1928“ (hgg. von der in Danzig in deutscher Sprache erscheinenden polnischen Zeitung „Baltische Presse“), S. 57, und die Gegenbemerkungen hierzu in „Danziger Wirtschaftszeitung“, Jahrgang 8, Nr. 10 (9. März 1928), S. 254/255.

²⁾ Vgl. auch den sehr beachtenswerten Aufsatz in der „Danziger Zeitung“ vom 1. März 1928, Beilage „Schiffahrt“, über „Gdingens wachsende Konkurrenz“.

In den beiden Jahren 1924 und 1925 zusammen verkehrten im Hafen Gdingen nur 208 Schiffe mit 175 514 Netto-Reg.-To. Interessant ist auch eine vergleichende Statistik über den Schiffsverkehr im Hafen von Gdingen in den Jahren 1926 und 1927

Flaggenbild	1926		1927	
	Zahl der Schiffe	Netto-Reg.-To.	Zahl der Schiffe	Netto-Reg.-To.
England	1	613	10	10 495
Dänemark	7	5 016	65	59 099
Estland	3	847	4	2 224
Finnland	3	7 830	1	2 695
Frankreich	6	9 705	26	49 809
Danzig	2	624	18	9 395
Holland	—	—	1	442
Lettland	1	814	36	30 357
Deutschland	11	4 099	77	42 046
Norwegen	11	7 530	39	32 902
Polen	—	—	58	58 387
Schweden	36	22 269	194	124 848

[„Morze“ (Zeitschrift der „Meer- und Flußliga“), Jahrgang 5, Nr. 2 (Februar 1928), S. 3 und 7.] (16)

Danzig-Gdingen-Dirschau.

Auf einer Festsetzung der „Meer- und Flußliga“ (Liga morska i rzeczna), die in Posen am 28. Februar 1928 stattfand, hielt das polnische Mitglied des Danziger Hafenausschusses, Dr. Hilchen, einen Vortrag über „Die überseeische Expansion Polens über Danzig und Gdingen in den letzten zwei Jahren“. Nach einem Bericht der Posener Zeitung „Dziennik Poznański“ seien hier einige Bemerkungen des Vortragenden wiedergegeben. Auf die Frage, wie die überseeische Expansion Polens erreicht werden könne, antwortet der Vortragende: „Man muß zunächst technische Investitionen durchführen und dann die wirtschaftliche Struktur unserer Aus- und Einfuhr ändern. Zwischen Danzig, Gdingen und Dirschau gibt es keine Konkurrenz, da alle diese drei Häfen der polnischen Ausfuhr zu dienen haben. Durch den Bau von Gdingen oder Dirschau wird die Bestimmung Danzigs ergänzt und die Gesamtheit (dieser drei Häfen) bildet den Anschluß an das Meer“.

Im Anschluß daran berichtet Dr. Hilchen über die Tätigkeit des Danziger Hafenausschusses. Im Jahre 1924 nahm der Hafenausschuß eine Anleihe von 8 Millionen Gulden auf und ließ einige Anlagen ausführen. Man kaufte vier Krananlagen, baute die Kai-mauern aus, auf denen die Krananlagen Aufstellung fanden, baute spezielle Speicher mit 6000 qm Lagerfläche und führte die elektrische Signalisierung ein. Im Jahre 1927 wurde eine Anleihe von 20 Millionen Gulden aufgenommen und mit dem Bau eines besonderen Hafens bei Weichselmünde begonnen, das im Laufe dieses Jahres fertig werden wird und mit Umladegeräten für Kohlen, Phosphate, Erze u. a. versehen sein wird. „Dank diesen Arbeiten ist der Danziger Hafen an die Spitze der baltischen Häfen getreten, und steht nur noch hinter Kopenhagen und Stockholm zurück. Der Hafenausschuß fand 18 Krananlagen vor, jetzt sind 47 vorhanden. Der Schiffsverkehr wächst von Jahr zu Jahr; es bestehen 70 dauernde Verbindungen mit den verschiedenen Häfen der Welt. Der Danziger Hafen ist der größte Holzaustrahafen in Europa. Der Warenverkehr ist dreimal und der Schiffsverkehr viermal so groß als vor dem Kriege“. Zu diesen Äußerungen wäre zu bemerken, daß die Vermehrung des „Waren“-Verkehrs fast ausschließlich auf den gesteigerten Kohlenexport zurückzuführen ist, der ja auch die Steigerung des Schiffsverkehrs in erster Linie bedingt hat. Daß Danzig der größte Holzaustrahafen Europas ist, kann nicht zuletzt darauf zurückgeführt werden, daß dank den Maßnahmen der preussischen Regierung die Weichselmündung weiter östlich nach Schiewenhorst verlegt wurde, wodurch die großen Wasserflächen der jetzt „Toten Weichsel“ stromlos wurden und so ideale Holzlager- und Verladepätze boten.

Über den Hasenbau in Gdingen scheint der Vortragende nur wenig berichtet zu haben. Dagegen macht er einige Bemerkungen über Dirschau, die nicht uninteressant sind. Schon in den Etat des laufenden Jahres sei von der Regierung ein Betrag für Bauten am Hasenbassin in Dirschau ausgeworfen worden. Der eigentliche Ausbau des Dirschauer Hafens werde aber erst erfolgen können, wenn der Hafen in Gdingen fertig sei; ein Zeitpunkt, der vermutlich in zwei Jahren eintreten werde. Der Vortragende machte dann die merkwürdige Bemerkung: „Der Dirschauer Hafen wird große Bedeutung für Ostpreußen und Litauen haben“. Aber unerlässliche Bedingung für alle diese Pläne sei die Regulierung der Weichsel.

Dann wandte sich der Vortragende der Frage einer polnischen Handelsflotte zu und wies auf das geringe Interesse hin, das man in Polen diesem Problem entgegenbringe. Während Jugoslawien 144 Schiffe besitze, von denen einige gegenwärtig Salpeter von Chile nach Danzig brächten, besitze Polen nur 7 Handelsschiffe mit 20 000 t Rauminhalt. Bemerkenswert ist der Ausspruch des Vortragenden: „Es ist wahr, in Polen haben wir nie Liebe zum Meere gehabt!“

Sehr wichtig sei, so führte der Vortragende weiter aus, die Regelung des Seemaklerwesens, und erst seit dem Juli 1926 sei diese Einrichtung auch in Polen (wohl in Gdingen) eingeführt. Auch Seeverversicherungen und erfahrene Seespeditionen vermisse der Vortragende in Polen: „Bei unserem Export verlieren wir sehr viel dadurch, daß der Transport in fremden Händen liegt“ — hier wies der Vortragende besonders auf die Ausfuhr von Kohle und Holz hin. Vor allem in Übersee sei der polnische Kaufmann kaum anzutreffen. Während im Jahre 1923 die Tschechoslowakei für 16 Millionen Dollars nach Amerika exportierte, habe der Wert der polnischen Ausfuhr dorthin kaum 3 Millionen betragen, 1924 seien die Zahlen 22 und 3, und 1926 sogar 28 und 4 gewesen.

Polen müsse sich einen möglichst ausgedehnten Absatzmarkt suchen, denn die Ausfuhr nach Deutschland, die 50—60 % der gesamten Ausfuhr betrage, sei eine „wirtschaftliche Gefahr“.

[Dziennik Poznański, Nr. 52 (3. März 1928), S. 3.] (19)

Die polnische Handelsflotte.

Über den Stand der polnischen Handelsflotte am 1. Januar 1928 veröffentlicht S. Kosko in der Zeitschrift „Morze“ (= das Meer), dem Organ der „Meer- und Flußliga“ (Liga morska i rzeczna) einen Artikel, der einige interessante Tatsachen enthält.

Nach der Meinung des Verfassers kann man erst seit der zweiten Hälfte des Jahres 1926 von einer polnischen Handelsflotte sprechen, die allerdings damals noch einen bescheidenen Umfang gehabt habe. Heute könne sich die polnische Handelsflotte auf zwei eigene rein polnische Häfen stützen, auf Gdingen und Dirschau, habe rein polnisches Personal sowohl in der Schiffsleitung als auch in der Geschäftsführung und verfüge über polnische Makler.

Am 1. Januar 1926 hatte die polnische Handelsflotte einen Gesamttrauminhalt von 4050 Br.-Reg.-To.; ein Jahr später war die Zahl schon auf 19 300 gestiegen, und am 1. Januar 1928 zählte man 25 135 Br.-Reg.-To.

In diese letzte Zahl sind allerdings die beiden Passagierdampfer „Gdynia“ und „Gdańsk“ mit zusammen 1072 Br.-Reg.-To., 6 Seeschlepper mit zusammen 1126 Br.-Reg.-To. und 14 Seeleichter mit 6446 Br.-Reg.-To. mit eingerechnet.

Eigentliche Frachtdampfer besaß die polnische Handelsflotte am 1. Januar 1928 acht, und zwar gehörten der Staatlichen Schiffsahrtsgesellschaft „Zegluga Polska“ sieben Schiffe: „Wilno“ (2038 Br.-Reg.-To.), „Katowice“ (1995 Br.-Reg.-To.), „Kraków“ (2017 Br.-Reg.-To.), „Toruń“ (2038 Br.-Reg.-To.), „Poznań“ (2038 Br.-Reg.-To.), „Warta“ (2478 Br.-Reg.-To.) und „Łódź“ (762 Br.-Reg.-To.). Zu diesen kommt noch als Eigentum der „Polnisch-skandinavischen Transport-Gesellschaft in Gdingen“ der Frachtdampfer „Robur II“ mit 1374 Br.-Reg.-To. Außerdem verfügt die polnische Handelsflotte noch über das in staatlichem Besitz befind-

(Die polnische Handelsflotte.)

liche und als Schulschiff verwendete Segelschiff „Lwów“ (1293 Br.-Reg.-Zo.)¹⁾).

[Polska flota handlowa w dniu 1 stycznia 1928 r.; in: „Morze“, Jahrgang 5, Nr. 2 (Februar 1928), S. 3.] (26)

Die polnische Kriegsflotte.

Die Entstehung der gegenwärtigen polnischen Kriegsflotte läßt sich auf das Dekret des Staatsschefs und Oberbefehlshabers der polnischen Streitkräfte, Piłsudski, vom 4. Dezember 1918 zurückführen, durch das eine Sektion für Kriegsmarine im polnischen Kriegsministerium geschaffen wurde. Als Sammelpunkt der Marineangehörigen der früheren drei Teilmächte Rußland, Deutschland und Osterreich-Ungarn wurde Modlin (Nowogeorgiewsk) bestimmt, wo zunächst ein Seebataillon zusammengestellt wurde.

Dieses Seebataillon trat zum ersten Male bei der Besetzung Westpreußens durch polnische Truppen im Jahre 1920 in Erscheinung. Am 10. Februar 1920, dem Tage, da Polen in feierlicher Weise von der Ostsee Besitz ergriff, zog das 1. Seebataillon in Pußig ein, das nunmehr zum polnischen Kriegshafen erklärt wurde. Jetzt wurde auch das erste Schiff in Dienst gestellt, der für Vermessungszwecke gekaufte „Pomorzanin“.

Der eigentliche Anfang der polnischen Flotte ist in das Jahr 1921 zu setzen. Zu Beginn dieses Jahres wurden zwei Kanonenboote: „Komendant Piłsudski“ und „General Haller“ und ferner vier ehemalige Minensuchboote: „Jaskółka“, „Mewa“, „Rybitwa“ und „Czajka“ in Dienst gestellt, die in Finnland und Dänemark gekauft worden waren. Ferner erhielt Polen aus den Beständen der deutschen Flotte sechs Torpedoboote, welche folgende Namen führen, bzw. führten: „Kaszub“ (1925 explodiert), „Mazur“, „Krakowiak“, „Kujawiak“, „Słazak“ und „Podhalanin“. An Stelle der behelfsmäßig im Jahre 1920 verwendeten treten jetzt vier richtige auf Weichsel und Pina stationierte Flugkanonenboote, die nach Städten genannt wurden: „Warszawa“, „Toruń“, „Pińsk“ und „Horodyszczce“.

Pużig erwies sich auf die Dauer als Kriegshafen wegen des geringen Wasserstandes unbrauchbar, und so tauchte der Gedanke auf, in Gdingen einen Ersatz zu schaffen. Seit dem Jahre 1926 ist die polnische Flotte in Gdingen stationiert, wohin auch das Flottenkommando verlegt wurde. Hier ist ein allen Anforderungen genügender Kriegshafen gebaut worden.

Im gleichen Jahre (1926) wurden auch Schritte zur Vergrößerung der Flotte unternommen. Bei französischen Firmen wurden fünf Neubauten in Auftrag gegeben: zwei Torpedobootszerstörer, welche die Namen „Wicher“ und „Burza“ erhalten sollen und drei Unterseeboote, denen die Namen „Rys“, „Wilk“ und „Zbik“ zugehört sind.

In Dienst gestellt wurden im Jahre 1926 noch zwei in Polen selbst hergestellte Flugkanonenboote „Kraków“ und „Wilno“ und der als Schulschiff angekaufte Schoner „Iskra“.

Endlich wurde im Jahre 1927 in Frankreich der alte Kreuzer „D'Entrecasteaux“ erworben, der den Namen „Baltyk“ erhielt und als Schul-Sulk Verwendung findet. Von den beiden in den Jahren 1924 und 1925 in Dienst gestellten Transportschiffen „Waria“ und „Wilja“ wurde das erste im Jahre 1927 an die Staatliche Handelsschiffahrtsgesellschaft „Zegluga Polska“ abgegeben. Außerdem besitzt aber die polnische Kriegsflotte noch das Schulschiff „General Sosnkowski“, das in dem hier zugrunde liegenden Aufsatz nicht erwähnt ist, von dem aber eine Abbildung beigegeben ist.

[Marynarka wojenna; in: „Morze“ (Zeitschrift der „Meer- und Flußliga“), Jahrgang 5, Nr. 2 (Februar 1928), S. 11/12.]

(8)

¹⁾ In nächster Zeit wird die polnische Handelsflotte um zwei größere in England erworbene Frachtdampfer von je etwa 5000 Br.-Reg.-Zo. vergrößert werden, welche die Namen „Nisemen“ und „Narew“ führen sollen und von denen einer noch im März in Gdingen eintreffen soll.